

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 151 (1985)

Heft: 2

Anhang: Die Zukunft der Milizarmee : Referate des Symposiums der KOG Zürich an der ETHZ vom 23. 10. 1984

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PP I 11 1985 2 S -

KOG 

150 Jahre Kantonale Offiziersgesellschaft Zürich



Handwritten signature or initials.

Die Zukunft der Milizarmee

Referate des Symposiums der KOG Zürich an der ETHZ
vom 23. 10. 1984

Die Zukunft der Milizarmee

Referate des Symposiums der KOG Zürich an der ETHZ
vom 23. 10. 1984



Folgende Kameraden und Firmen haben das Symposium und diese Jubiläumsschrift ermöglicht:



Für
moderne
Sanitärtechnik

Heinz P. Kindler
Hauptmann

Kindler Maschinen AG
Ingenieurunternehmung
Zürich

Zellweger
USTER

Jürg Lindecker
Hauptmann

Zürich

SULZER

Jean-Philippe Jaussi
Major

Hotel zum Storch
Zürich

Ernst Gross
Oberst

Richterswil

Edwin Frutiger
Major

E. Frutiger & Co.
Winterthur

winterthur
versicherungen



Schweizerische
Bankgesellschaft

Ulrich Schwarz
Oberst

Samstagern

Verwaltungskomitee der
Zürcherischen Winkelried-
stiftung

Rolf Rütli
Hauptmann

Architekturbüro
Zürich



Huber & Suhner AG,
Pfäffikon / Herisau

Willy Gubler
Major

Wiesendangen

hultegger
Stäfa

Bruno Kündig
Major

Hch. Kündig & Cie. AG
Wetzikon

SCHULTHESS

Candido Storni
Major

C. Storni, Hoch- und Tiefbau
Meilen

Sulzer Energieconsulting AG

Winterthur

Dr. H. J. Mantel
Hauptmann

Zürich

Folgende Kameraden und Firmen haben das Symposium und diese Jubiläumsschrift ermöglicht:

ZÜRICH
VERSICHERUNGEN



Hans-Rudolf Müller
Oberst

Zürich

contraves

Fritz Schlagenhauf
Hauptmann

Schlagenhauf, Malergeschäfte
Meilen, Zürich, Adliswil,
Effretikon

Rudolf Reichling
Nationalrat

Stäfa

Erhard Hunziker
Oberstleutnant

Gebr. Hunziker AG
Ingenieurbüro
Winterthur

Hans Ziegler
Oberstleutnant

Winterthur

Lindt

DIE FEINE ART FREUDE ZU BEREITEN

Sulzer Energieconsulting AG

Bern



SCHWEIZERISCHE VOLKSBANK

Herbert Larcher
Hauptmann

Kies-Aushub
Lufingen



**Stäfa Control
System**

Jürg Frutiger
Oberleutnant

E. Frutiger & Co.
Winterthur



Kurt Brugger
Major

Ottikon

Ernst Forster
Major

BRETA AG
Thalwil

Rolf Jucker
Oberstleutnant

Jucker & Diggelmann AG
Bauingenieur SIA
Stäfa

Urs Lenzlinger
Oberstleutnant

Lenzlinger Söhne AG
Uster

Garten- und Land-
schafts-Bau durch
die Spross-Spezia-
listen, Architekten,
Erdbauingenieure,
Projekt-Planer und
Realisatoren.
Spross Ga-La-Bau AG
Zürich 01-4 62 62 62



Fritz Störi
Hauptmann

Wädenswil

IMMER
EINE WAAGE
VORAUSS!

Mettler

Mettler Instrumente AG Greifensee

Folgende Kameraden und Firmen haben das Symposium und diese Jubiläumsschrift ermöglicht:

Sulzer Energieconsulting AG

Liestal

OERLIKON
MILITÄR
PRODUKTE

Bruno Koller
Oberstleutnant

Kloten


ALUSUISSE

Adrian Schneider
Oberleutnant

Schneider-Meili AG
Winterthur

RIETER

Hanspeter Moergeli
Hauptmann

Ingenieurbüro
für allgemeinen Tiefbau
Uetikon am See


**SCHWEIZERISCHE
KREDITANSTALT
SKA**

Sulzer Energieconsulting SA

Lausanne

GRAFISCHE
UNTERNEHMUNG
UND VERLAG
Huber
FRAUENFELD

Wolfgang Egger
Hauptmann

Uetikon am See


CERBERUS
Cerberus Sicherheitstechnik schützt Menschen und Werte

Gottlieb Welti
Oberleutnant

Weinbau und Weinkellerei
Küsnacht

SIEMENS-ALBIS
AKTIENGESELLSCHAFT

Urs Frutiger
Leutnant

E. Frutiger & Co.
Winterthur

Geilinger AG

Winterthur


Elektrowatt

Dialma Bänziger
Oberleutnant

Richterswil

Robert Aerni
Oberleutnant

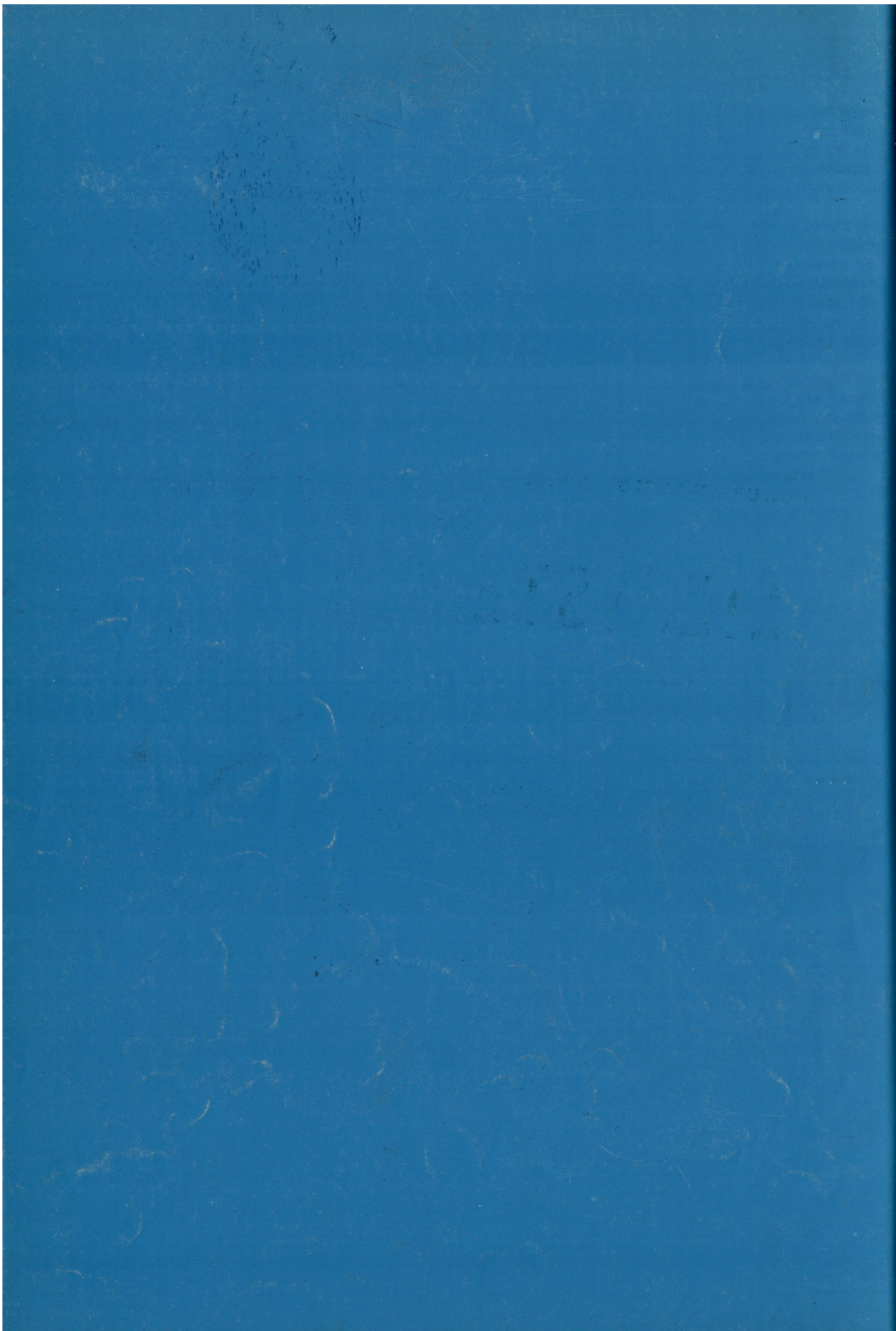
Robert Aerni Ingenieur AG
Zürich

Erwin Maritz
Hauptmann

Winterthur

Peter Blattmann
Major

Wädenswil



Inhalt

3	Vorwort – Die Milizarmee bleibt unverzichtbar Bundesrat J.-P. Delamuraz
5	Einführung Major i Gst Randolph Hanslin, Präsident KOG Zürich
7	Dissuasion in der jüngsten Vergangenheit Professor Dr. Walter Schaufelberger
12	Die Technologie der im Jahre 2000 operationellen Waffensysteme Divisionär Heinz Häsler, Unterstabschef Planung
17	Wird unsere Milizarmee die Waffentechnologie des Jahres 2000 beherrschen? Korpskommandant Roger Mabillard, Ausbildungschef
21	Finanzbasis, Finanzbedarf der Armee bis zum Jahre 2000 und Finanzierungsmethoden Ständerat Prof. Dr. Riccardo Jagmetti
27	Dissuasion heute und morgen – ein persönlicher Exkurs Divisionär Gustav Däniker, Stabschef operative Schulung
31	Stellt die hochtechnisierte Berufsarmee eine Alternative zu unserem Milizsystem dar? Korpskommandant Josef Feldmann, Kommandant Feldarmeekorps 4
35	Leitgedanken zur Zukunft unserer Armee Korpskommandant Jörg Zumstein, Generalstabschef
39	150 Jahre Kantonale Offiziersgesellschaft Zürich Dr. Robert Lang, Brigadier zD

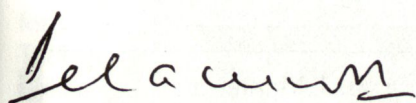
Vorwort

Die Milizarmee bleibt unverzichtbar

In den nachstehenden Beiträgen wird die Milizarmee auch in den kommenden Jahren trotz zunehmender Technisierung und Computerisierung der modernen Waffensysteme, die in rascher Folge zur Verfügung stehen, nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Sie ist, abgesehen von der militärischen Bedeutung, auch staatspolitisch ein wichtiges Element, ein Element, das tief in der Geschichte unseres Landes verwurzelt ist und schon im späten Mittelalter Neid und Respekt bei eroberungslustigen Fürsten gefunden hat. Aber auch neueste militärische Publikationen weisen auf das System der Schweiz mit ihren grossen Beständen, mit der allgemeinen Dienstpflicht und der breitgefächerten Ausbildung hin.

Man wendet gegen dieses System etwa ein, die technischen und elektronischen Anforderungen seien von Milizsoldaten, sozusagen von Amateuren, nicht mehr zu bewältigen. Dabei wird leicht übersehen, dass diese Supertechnik nicht nur in militärischen Dingen Einzug gehalten hat. Die private Wirtschaft, Handel, Industrie und Teile der Verwaltung haben hier Schritt gehalten, in einigen Sektoren sogar Pionierarbeit geleistet. Sehen wir also von einigen sicher nicht mehr verzichtbaren Spezialisten ab, ergibt sich dank der Milizarmee eine «osmotische Wechselwirkung» von Wissen und Können zwischen Militärdienst und zivilem Beruf, die für beide Seiten von eminenter Bedeutung ist und die die Wehrbereitschaft eher stärkt als benachteiligt. Ganz abgesehen davon, dass sich unsere Armee die letzte «création sophistiquée» nie wird leisten können oder leisten müssen.

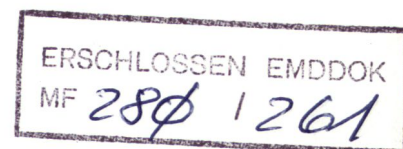
Neben dieser technischen Wechselwirkung gibt es auch eine staatspolitische, eine menschliche. Armee und das Volk sind in einer Milizarmee vereint, das Engagement ist breiter abgestützt, die menschlichen Beziehungen sind vielfältiger und enger, die Armee bekommt eine die Abwehrbereitschaft stärkende menschlich-politische Komponente. Noch nie vermochte die Militärmaschinerie in einem Land, am aller wenigsten in einem freien wie dem unsrigen, auf längere Zeit zu bestehen, wenn ihr eine Verankerung im Volk versagt geblieben ist. Die Milizarmee zieht aus dieser Bindung Kräfte, auf die sie in absehbarer Zukunft nicht verzichten kann, ohne ihre Abwehrbereitschaft zu schwächen.



J.-P. Delamuraz
Bundesrat

Einführung

Major i Gst R. Hanslin, Präsident KOG Zürich



150 Jahre Kantonale Offiziersgesellschaft Zürich, ein Meilenstein in der Geschichte der Gesellschaft, die sich immer wieder aktiv an wehrpolitischen Auseinandersetzungen beteiligt hat. Gegenwarts- und besonders Zukunftsprobleme unserer Armee fanden stets Aufnahme in die Traktandenlisten der Gesellschaftssitzungen. Immer ging es um die Erhöhung der Schlagkraft der Armee und um die Glaubwürdigkeit unserer Landesverteidigung.

Mit einem ganztägigen Symposium unter dem Titel «Die Zukunft der Milizarmee» hat die KOG Zürich im Jubiläumsjahr diese Tradition fortgesetzt und sich mit der langfristigen Entwicklung der Landesverteidigung befasst. In dieser Jubiläumsschrift sind die grundlegenden Referate wiedergegeben.

Als Bezugshorizont wurde bewusst das Jahr 2000 gewählt, da verschiedene dazumalige Randbedingungen darauf hindeuten, dass unsere Milizarmee bezüglich Organisation, Ausrüstung, Ausbildung und möglicherweise Verteidigungskonzeption Veränderungen erfahren muss, soll sie ihren Auftrag in den ersten Jahren des nächsten Jahrtausends mit Aussicht auf Erfolg erfüllen können.

Bei der Festlegung der Themen wurden einige Annahmen getroffen, die nicht besonders behandelt werden. So dürften sich Auftrag an die Armee und die unsichere weltpolitische Lage kaum grundsätzlich ändern. Auch kann mit dem ungebrochenen Wehrwillen der Mehrheit des Schweizervolkes gerechnet werden.

Hingegen dürften andere Faktoren und Entwicklungen im Jahre 2000 und später für die Landesverteidigung von recht bedeutendem Einfluss sein.

Als Beispiel sei der massive Rückgang der Armeestände als Folge des Pillenknicks erwähnt. Im Jahre 2000 wird der Bestand der Gesamtarmee wohl noch genügend sein, doch fehlen dem Auszug bereits ca. 50 000 Mann. Mit kosmetischen Veränderungen der Heeresklassengrenzen dürfte sich dieses Problem noch lösen lassen. Doch der weitere Rückgang bis ins Jahr 2010 wird drastischere Massnahmen erfordern und demnach Konsequenzen wie Auflösung oder Verkleinerung von Truppenkörpern, Verzicht auf eine Heeresklasse, Ausschöpfung weiterer Personalressourcen zum Beispiel mit der differenzierten Tauglichkeit haben.

Auch im Zusammenhang mit den zunehmenden Anforderungen an Soldaten und Kader durch die modernen Technologien stellt sich die Frage nach den Grenzen des Milizsystems und nach dem Wert der drei heutigen Heeresklassen. Es wird immer fragwürdiger, einen hoch ausgebildeten Wehrmann nach wenigen Auszugsjahren für eine neue Waffengattung umzuschulen. Zweifelsohne werden die Technologien der Zukunft besonders für den Milizwehrmann in einem kleinen Land mit wenigen

Übungsplätzen eine Verstärkung des Simulatortrainings zur Folge haben. Im logistischen Bereich wird eine weitere Spezialisierung und möglicherweise sogar Professionalisierung kaum zu umgehen sein. Die zu erwartenden Technologiesprünge, denen die Waffensysteme unterworfen sind, lassen die periodische Überprüfung der Einsatzverfahren der heutigen Mittel und eine allfällige Anpassung an die praktikablen Möglichkeiten angezeigt erscheinen.

Auch im Jahre 2000 werden die Finanzen eine Rolle spielen. Dabei beunruhigt das immer ungünstiger werdende Verhältnis zwischen den rasch steigenden Kosten der Waffensysteme und den zur Verfügung stehenden Rüstungsgeldern. Eine Erhöhung des Finanzrahmens wird mittelfristig ohne grundlegende Abkehr von der bisherigen Konzeption der Abwehr unumgänglich sein.

Der Kampf der verbundenen Waffen stellt immer höhere Ansprüche an Kader, Mannschaft und Kommunikationssysteme und erfordert entsprechende Übungsplätze. Die in der Regel recht seltenen Gelegenheiten für gemeinsame Einsätze dürften in Zukunft für die Erreichung der Kriegstauglichkeit kaum genügen. Die Bildung entsprechender Truppenkörper oder Kampfbrigaden könnten eine zukunftsgerichtete Alternative zur heutigen Heeresorganisation sein.

Die hohe Luftmobilität fremder Armeen befähigen diese, praktisch aus dem Stand einen strategischen Überfall durchzuführen, um eine Nation vor ein *Fait accompli* zu stellen und die Mobilisation der Armee zu blockieren. In dieser Beziehung fällt die bescheidene Reaktionsfähigkeit einer Milizarmee besonders negativ ins Gewicht.

Schliesslich interessiert auch die Frage, ob alle Anstrengungen für eine starke Armee auch zu einer dissuasiven Wirkung führen.

Es ist nicht Aufgabe dieser Jubiläumsschrift, eine neue Doktrin ins Leben zu rufen, sondern Gedankenanstösse von dazu berufener Seite für die Gestaltung der Armee der Zukunft zusammenzutragen. Es ist zu hoffen, dass bei den zukünftigen sicherheits- und militärpolitischen Überlegungen alle Stellen den Mut haben, Bestehendes in Frage zu stellen und alle notwendigen Änderungen unbeschert von vermeintlichen Zwängen durchzusetzen. Das Symposium und damit diese Schrift haben dazu entsprechende Zeichen gesetzt.

An dieser Stelle sei allen, die zum guten Gelingen des Symposiums und damit dieser Schrift beigetragen haben, herzlich gedankt: Insbesondere den Autoren der Beiträge, dem Chef des Eidgenössischen Militärdepartementes, Bundesrat Delamuraz, für das Vorwort und nicht zuletzt auch den Inserenten und dem Verwaltungskomitee der ASMZ.

Dissuasion in der jüngeren Vergangenheit

Prof. Dr. Walter Schaufelberger

ERSCHLOSSEN EMDDOK
MF 280 / 262

Die uns zu dem heutigen Anlass gestellte *Frage* lautet, präzise formuliert, folgendermassen: Inwieweit haben die schweizerische Armee beziehungsweise die schweizerische Landesverteidigung dazu beigetragen, dass unser Land nicht in die grossen kriegerischen Auseinandersetzungen des 20. Jahrhunderts verwickelt worden ist, wiewohl unsere Nachbarn samt und sonders daran beteiligt gewesen sind? Die *Antwort* könnten wir uns leicht machen — und viele armeegläubige Patrioten machen sie sich leicht —, indem wir das unbestreitbare Ergebnis, nämlich dass unser Land von der Kriegsfurie tatsächlich verschont geblieben ist, auf sehr direktem Wege dahin interpretierten, dass dies eben nirgends anders als in der Stärke der schweizerischen Armee beziehungsweise in deren dissuasiver Wirkung seine Begründung habe.

So willkommen dieser Schluss aus sicherheitspolitischer Perspektive auch immer wäre — willkommen für alle jene, denen unsere bewaffnete Neutralität und infolgedessen die Stärke unserer Armee am Herzen liegt — so unbesehen wird er doch nicht übernommen werden können. In der *öffentlichen Diskussion* sind wir nämlich ständig mit der entgegengesetzten Meinung konfrontiert, dass es ganz andere Gründe gewesen seien, die die Entscheidung möglicher Aggressoren beeinflusst hätten, dass im Gegenteil der Sinn und Nutzen der schweizerischen Armee vorwiegend in deren innenpolitischer Funktion als Stabilisierungs- und Integrationsfaktor gelegen habe und liege. Neu sind diese sogenannten kritischen Argumente nicht; hingegen haben sie, was uns als Staatsbürger nicht gleichgültig lassen kann, in unseren Tagen erstmals in eine von namhaften Historikern betreute Schweizer Geschichte, nämlich die alternativ gemeinte «Geschichte der Schweiz — und der Schweizer» Aufnahme gefunden. Als Historiker fühle ich mich angesichts solch engagierten Streites unbehaglich, denn die quellenmässigen Belege werden uns von beiden Seiten vorenthalten. Und nur diese wären in der Lage, die Glaubensdisputation auf eine sachliche Auseinandersetzung zurückzuführen.

Aus wissenschaftlicher historischer Sicht müsste denn also das Bestreben sein, statt aus Geschichtsbüchern etwelcher Provenienz *aus den Quellen zu ergründen*, wie sich das militärische und politische Ausland der schweizerischen Armee und Landesverteidigung gegenüber eingestellt habe. Mit anderen Worten, sich nicht damit zufrieden zu geben, dass dieses Ausland militärisch *nichts* unternommen hat, sondern — was allerdings ungleich anspruchsvoller ist und harte Knochenarbeit verlangt — aus den Quellen nachzuweisen, *warum* dies so geschehen beziehungsweise nicht geschehen ist.

Die Quellen, die uns hierfür zu Gebote stehen, kön-

nen in *zwei Gruppen*, nämlich indirekte und direkte, unterschieden werden. Zu den *indirekten* wären die *Angriffspläne* gegen unser Land zu zählen, aus deren Kräfte- und Zeitberechnungen doch mindestens auf die Einschätzung des in der Schweiz zu erwartenden Widerstandes geschlossen werden kann, auch wenn zugegebenermassen daraus nicht schlüssig abgeleitet werden darf, dass der Angriff dann eben deshalb unterblieben sei. Unter den *direkten* Quellen verstehe ich demgegenüber *mündliche und schriftliche Beurteilung* der schweizerischen Armee und Landesverteidigung durch jene militärischen ausländischen Stellen, die am Meinungsbildungs- und Entscheidungsprozess beteiligt gewesen sind. Hierbei wird man allerdings je nach Art und Umständen den wissenschaftlichen Wert der Äusserungen unterschiedlich bewerten müssen. Wenn der nachmalige deutsche Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen auf einer Reise zum Vierwaldstättersee aus Brunnen in einem privaten Brief an seine Schwester schreibt: «Irgendeine Schweizer Scharfschützenkompanie hat heute hier Schiessübungen gehabt und jodelt jetzt in abschreckender Weise unter meinen Fenstern. Die Schweiz ist ein schönes Land, aber ihre Bewohner sind geistig und körperlich die unangenehmste Rasse, die ich kenne. Man bekommt Heimweh nach den Schwarzwäldern», dann wird man annehmen dürfen, dass dies tatsächlich seine persönliche ungeschminkte Meinung gewesen sei. Wenn hingegen der deutsche Kaiser Wilhelm II. im Anschluss an die Kaisermanöver des Jahres 1912 an einem durch den schweizerischen Bundespräsidenten zu seinen Ehren gegebenen Bankett sich über die schweizerische Armee in höchsten Tönen äussert, dann wird man wohl einige Konzessionen an diplomatischen Stil und kurtoise Umgangsformen machen müssen. Doch weil es trotz allem so wohltuend in den schweizerischen Ohren klingt, wollen wir im Vorübergehen den Worten des obersten deutschen Kriegsherrn lauschen: «Seit uralter Zeit sind die Bewohner der Schweizer Berge tüchtige und kernige Kämpfer gewesen. Als am Ausgange des Mittelalters der Glanz des Rittertums erblasste, da sind es die tapfern Eidgenossen gewesen, welche vorbildlich wurden für die Schöpfung, die Ausrüstung und Ausbildung der Landsknechte, der ersten deutschen Fusssoldaten. Denn allbekannt ist es, dass das eidgenössische Fussvolk auf zahlreichen Schlachtfeldern hohen Ruhm geerntet hat. Dass die jetzigen Eidgenossen, dieser ruhmreichen Geschichte eingedenk, als tüchtige Soldaten in den Fussstapfen ihrer Vorfahren wandeln, das zu sehen, hat meinem Soldatenherzen wohlgetan. Die beiden Manövertage haben mich erkennen lassen, dass im schweizerischen Heerwesen von allen Seiten mit ausserordentlichem Eifer gearbeitet wird, dass der schweizerische Soldat

grosse Anstrengungen aus Liebe zum Vaterlande mit Freudigkeit erträgt und dass das Schweizer Heer getragen wird von der Liebe des ganzen Schweizervolkes.»

Oder, in anderem Zusammenhang: Wenn in zahl- und umfangreichen Publikationen das schweizerische Milizsystem als vorbildliches Wehrsystem besungen wird, dann wird man sich doch zunächst einmal fragen, ob nicht der Verfasser sich des schweizerischen Modells bediene, um die Wehrdiskussion in seinem eigenen Land in die von ihm gewünschte Bahn zu lenken: der französische Sozialistenführer Jean Jaurès beispielsweise zur Verwirklichung der von linker Seite im Kampf gegen die stehenden Heere eh und je angestrebten Volksarmee, die er in der Schweiz verwirklicht glaubt, der österreichisch-ungarische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf gerade umgekehrt zur Stärkung des stehenden Heeres, indem das schweizerische Wehrsystem eben nur bei den helvetischen Voraussetzungen so «vorzügliche Erfolge» erbringe, wie er sie im Schweizerland persönlich hat konstatieren können. Im linken wie im rechten Fall wirken sich die Tendenzen der Publikation in wohlwollender Beurteilung der schweizerischen Wehrverhältnisse aus.

Aufschlussreicher als die genannten Quellen dürften also von unserer Fragestellung her die *für den dienstlichen Gebrauch, also nicht für die Öffentlichkeit* bestimmten Äusserungen militärischer Fachleute sein. Zunächst denke ich hier an die Berichterstattung der für unser Land zuständigen ausländischen *Militärattachés*, wiewohl selbstverständlich auch diese gegen Fehlbeurteilungen nicht gefeit und auch nicht immer frei von Vorurteilen und tendenziösen Absichten sind. Von noch grösserem Interesse als die Attachéberichte ist dann natürlich, wie dieselben durch die Adressaten, die *Nachrichtenbüros der Generalstäbe und letzten Endes die Generalstabschefs*, aufgenommen und verstanden worden sind. Zu den für uns wichtigsten Quellen gehören infolgedessen die *nachrichtendienstlichen Beurteilungen der schweizerischen Armee und Landesverteidigung*, die letzten Endes als Grundlage für die Angriffsstudien gegen unser Land hätten dienen können und — in einzelnen Fällen — auch gedient haben.

Beginnen wir mit dem, was die *Angriffspläne gegen unser Land* zu unserem Thema beitragen können. Aus dem *Ersten Weltkrieg* sind uns keine solchen bekannt. Die gelegentlich aufgetauchten italienischen Anregungen, zur Verstärkung des deutschen Verbündeten am Rhein italienische Truppen die Schweiz von Süden nach Norden durchqueren zu lassen, sind von deutscher Seite nie ernsthaft in Betracht gezogen worden. Die französischen Vorkehrungen, für den Fall eines deutschen Angriffs durch die Schweiz gegen Norditalien mit einer zu diesem Zweck bereitgestellten Armee «H» in unserm Land zu intervenieren, setzten französisch-schweizerisches Einverständnis voraus, vermögen also zu unserem Thema auch nichts beizutragen. Über die zugrunde gelegten deutschen Absichten lässt sich nichts finden.

Anders verhält sich dies im *Zweiten Weltkrieg*, da auf deutscher Seite verschiedene mehr oder weniger ernstzunehmende Angriffspläne gegen die Schweiz ausgearbeitet worden sind. Da unter dem Sammelnamen «Tannenbaum» weitherum bekannt, darf ich mich hier auf die Quintessenz, d.h. auf die durch den deutschen Generalstabschef im Oktober 1940 approbierte Fassung und auf deren indirekte Aussagen beschränken. Die genannte

Studie sieht für den überraschenden Angriff 11 deutsche Divisionen nebst Spezialtruppen vor, wozu noch italienische Divisionen gekommen wären. Zeitlich rechnet die Studie mit 2 Tagen für die Besetzung der wichtigsten Städte, mit einer Woche für die Besetzung des Mittellandes und unbestimmbare Zeit für den Kampf im Gebirge. Schmeichelhaft tönt dies gerade nicht. Indessen gilt es zu bedenken, dass unter den 11 deutschen Grossverbänden die Zahl kostbarer Spezialverbände — wie Panzer-, schneller und Gebirgsdivisionen — im Verhältnis zum Gesamtbestand der Wehrmacht verhältnismässig hoch gewesen ist und dass auch die unvorhersehbare Dauer des Kampfes im Alpenraum kaum zur Durchführung des Unternehmens ermuntert hat.

Wenden wir uns nun den *direkten Beurteilungen durch die ausländischen Militärfachleute* zu. Um auch hier das Wichtige vorwegzunehmen: Vor dem *Ersten Weltkrieg* stimmen diese im hohen und höchsten Lob der schweizerischen Milizarmee überein. Dies war durchaus nicht immer so: Mindestens bis zur Totalrevision der Bundesverfassung von 1874 konnte es sehr wohl heissen, dass in militärischen Dingen bei den Schweizern «alles altmodisch sei und wohl auch so lange bleiben werde, wie die Kantonsregierungen etwas zu sagen hätten.» Jetzt aber, um die Jahrhundertwende, wird unisono gerühmt: die körperliche und seelische Robustheit der Soldaten, die Disziplin und selbst der ausserordentlich hohe Ausbildungsstand. Folgen wir auf einen Sprung dem *italienischen Militärattaché*, dessen Berichte durch die Forschung noch nicht ausgewertet sind. Nach siebenjährigem Aufenthalt in der Schweiz sagt er in seinem abschliessenden Bericht, dass diejenigen, die über die sich in Obersten verwandelnden Advokaten und Gastwirte lächelten oder sich über die eidgenössische Kavallerie und die Artillerie lustig machten, sich doch in Manövern einmal persönlich davon überzeugen sollten, wie weit sich ihre Vorstellungen von der Wirklichkeit entfernten. «Gewiss sind diese improvisierten Obersten nicht sämtlich militärische Genies, die Truppe und die Ausbildung der Offiziere sind technisch nicht perfekt.» Doch guter Wille, Ernsthaftigkeit, die man bei allen und in allem spüre, seien dergestalt, dass man nicht anders könne, als dieses kleine Heer — «un avversario molto terribile» — zu bewundern und ernst zu nehmen. — Niemand, aber wirklich niemand, weder bei den Zentralmächten noch bei der Entente, zweifelte daran, dass dieses kleine Heer sein Land verteidigen könne, und ausdrücklich wird sogar festgestellt, dass die militärischen Vorbereitungen der Eidgenossenschaft einen versuchten Angreifer von seinem Vorhaben abzuhalten vermöchten, womit der Dissuasionseffekt nachgewiesen wäre.

Vor dem *Zweiten Weltkrieg* erscheint ein anderes Bild. Vorauszuschicken ist, dass die Attachéberichte der Zwischenkriegszeit bis vor kurzem nicht zugänglich gewesen und deshalb durch die Forschung noch nicht systematisch ausgewertet worden sind. Dies ist jetzt im Zusammenhang mit der Schaffung einer Geschichte des schweizerischen Generalstabes eingeleitet worden. Wir sind also auf Zufallsentdeckungen angewiesen, die denn auch als solche zu werten sind. Immerhin möchte ich nicht verschweigen, wie sich der in Berlin und Bern akkreditierte *österreichische Militärattaché* im Jahr 1936 über die von ihm beobachteten, durch Korpskommandant Guisan geleiteten Manöver der 2. Division geäussert hat: «Es fehlte eine straffe Führung, von den Truppen

wurden keine Leistungen verlangt, lange Gefechtspausen und grössere Rasten verhinderten einen flüssigen Gefechtsverlauf. Die Ursache dieser Erscheinung mag, wie mir ein Schweizer Offizier erzählte, darin gelegen sein, dass mit Rücksicht auf eine erfolgreiche Zeichnung der aufgelegten Wehranleihe man absichtlich vermied, der Truppe Strapazen zuzumuten, die die Stimmung unter den Leuten und im Volk ungünstig beeinflusst hätten. Als abschliessendes Urteil kann über die Schweizer Armee gesagt werden, dass mit Rücksicht auf die kurze Ausbildungszeit die gezeigten Leistungen wohl bewunderungswürdig sind, dass aber das Milizsystem mit dreimonatiger Ausbildungszeit den Anforderungen einer modernen Armee nicht entsprechen kann. Da die vorhandenen Kampfmittel teilweise veraltet (12-cm-Kanone ohne Rücklauf aus den siebziger Jahren [des vorigen Jahrhunderts selbstverständlich, Verf.]) sind, moderne Kampfmittel fehlen oder doch nur in ganz unzureichendem Masse vorhanden sind, die Motorisierung kaum begonnen hat, ergibt sich das Bild einer *Armee aus der Vorkriegszeit*, die in diesem Zustand nicht befähigt ist, einem neuzeitlich gerüsteten Gegner Widerstand zu leisten.» Dieses Bild einer Armee aus der Vorkriegszeit, womit natürlich der Erste Weltkrieg gemeint ist, wird bestätigt und verschärft durch eine nach Kriegsbeginn datierende, möglicherweise von der Hand des *deutschen Militärattachés* in Bern stammende Notiz aus dem Bundesarchiv, der wir einige Apostrophierungen entnehmen:

- «Infanterist: September 1939: 30 Prozent des deutschen Soldaten, Herbst 1940: 70 Prozent des deutschen Soldaten
Artillerie: wenig Flab, wenig schwere Artillerie, den Deutschen 15-cm-Kanonen aus französischer Beute angeboten
Kavallerie: unverständlich, warum nicht motorisiert
Panzer: Man hat geglaubt 18. Es sind nur 12!»

Noch eine Notiz zur Führung der grossen Verbände:
«Divisionen: keine Division operativ einsatzfähig, ungenügende Qualität der Div Kdt, keine Übung in der Führung grosser Verbände»

Freuen über diese unverblünte Sprache könnten sich eigentlich nur unsere Westschweizer Offiziere, denen der deutsche Militärattaché attestiert, dass sie den Deutschschweizer Offizieren überlegen seien. Die Freude wird dann allerdings durch die gleich anschliessende Feststellung getrübt, dass man die Schweiz von Westen her angreifen sollte, die Westschweizer Truppen fielen wie die Franzosen!

Wie man es auch wende, ob man sich an den «bewunderungswürdigen Leistungen» eines allerdings wenig geschätzten Milizsystems oder an der Verbesserung der Kampfkraft des Infanteristen nach einsetzendem Aktivdienst um mehr als 100 Prozent aufzurichten versuche: Dissuasive Töne sind kaum mehr zu vernehmen, der negative Eindruck ist beträchtlich, und als letzte Hoffnung bleibt — nicht zuletzt für jene politischen und militärischen Kreise, bei denen die Verantwortung für den Zustand unserer Streitkräfte zu Beginn des Zweiten Weltkrieges liegt — nur noch die, dass die forschende Meinung der beiden Herren Militärattachés durch den Wehrmachtsführungsstab eine Korrektur erfahren habe. Das Urteil des Wehrmachtsführungsstabes findet sich in dem sog. «*Kleinen Orientierungsheft Schweiz*», worin sich auf zirka 50 Schreibmaschinenseiten und acht zum Teil mehrseitigen

Beilagen die Ergebnisse der deutschen Militärsplionage gegen die Schweiz ausgewertet finden.

Im Kapitel VIII, betitelt: «*Der Kampfwert des schweizerischen Heeres*», findet sich folgende Würdigung:

«Das schweizerische Milizsystem ermöglicht eine vollständige Erfassung der Wehrfähigen unter verhältnismässig geringen Kosten. Es erhält den im Schweizervolk von jeher regen soldatischen Geist und gestattet die Aufstellung eines für das kleine Land sehr starken, zweckmässig organisierten, schnell verwendungsbereiten Kriegsheeres.

Der *schweizerische Soldat* zeichnet sich durch Heimatliebe, Härte und Zähigkeit aus. Seine Schiessleistungen sind gut. Der Pflege von Waffen, Geräten, Uniformen, Pferden und Tragtieren widmet er sich mit grosser Sorgfalt. Besonders der Deutschschweizer und der Soldat aus den Alpen dürfte ein guter Kämpfer sein.

Trotz guter Ausnutzung der Ausbildungszeit, häufigen Wiederholungs- und freiwilligen Übungen war aber der *Ausbildungsstand*, besonders zu *Kriegsbeginn*, nicht zufriedenstellend.

Die *Führungsgrundsätze* stehen unter dem Einfluss sowohl deutscher wie französischer Gedanken. Die mangelnde *Kriegserfahrung* sowie die *vorwiegend theoretische Ausbildung der Führer* und die *bürokratische Überorganisation der Stäbe* werden häufig zu *umständlicher Methodik* verleiten. Man pflegt auch die *Reserven* schnell aus der Hand zu geben.

Hierzu kommt, dass die *Mehrzahl der höheren Führer Milizoffiziere* (also nicht Berufsof) sind, dass im gesamten Milizoffizierskorps sich eine übermässige Kritiksucht breit macht und dass die *Unteroffiziere*, obgleich im bürgerlichen Leben bewährte Leute, oft nicht über *genügend Distanz* verfügen. Das grosse militärische Interesse, die oft freiwillig gebrachten erheblichen Opfer an Zeit und Geld können den Mangel an Erfahrung und Gründlichkeit in der Ausbildung nur zum geringen Teil ausgleichen.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass das schweizerische Offizierskorps besonders in höheren und den höchsten Führerstellen nach heutigen Begriffen zum Teil überaltert ist. Die Frage ist daher von Wichtigkeit, wie sich diese Tatsache im Ernstfalle auf die Führung des Heeres auswirken wird.

Da beachtliche militärische Stellen berechnete Bedenken in dieser Richtung hegten, wurde von ihnen wiederholt die Altersgrenze gefordert. Der letzte diesbezügliche Antrag wurde im Herbst 1942 vom Bundesrat, ebenso wie die vorherigen, abgelehnt.

Zu diesen Schwächen treten einige *Mängel in der Bewaffnung* (Art, Pz, Waffe, Luftwaffe) hinzu.

Da das schweizerische Kriegsheer jedoch seit dem Aufgebot zu Kriegsbeginn genügend Zeit zur Verfügung hatte, Schwächen der unzureichenden Friedensausbildung auszugleichen, dürfte seine *Leistungsfähigkeit* gestiegen sein. Es ist bei starkem Ausbau der natürlichen Hindernisse des Landes in der Lage, auch gegen einen überraschenden Angriff an den Grenzen zeitlich beschränkten Widerstand zu leisten und sich im Hochgebirge längere Zeit zu halten. Solange aber jede Möglichkeit einer Hilfe von aussen fehlt, muss die Aussichtslosigkeit des Kampfes, der Verlust der lebenswichtigen Gebiete und der Mangel an kriegswichtigen Rohstoffen den Widerstandswillen der Truppe auf die Dauer lähmen» (Unterstreichungen im Original).

Die uns vorliegende Fassung des «*Kleinen Orientie-*

rungshefts» ist mit September 1942 datiert. Bevor es wissenschaftlich untersucht worden ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, welche Feststellungen bereits vorher gemacht worden sind beziehungsweise bereits für die Beurteilung bei Kriegsbeginn Geltung haben.

Die Einschätzung der schweizerischen Armee durch die Abteilung Fremde Heere West des Wehrmachtführungsstabes hat für uns helle und weniger helle Seiten. Für die Schweiz positiv sind die staatspolitischen, moralischen und organisatorischen Vorzüge des Milizsystems, sind ferner die individuellen Eigenschaften des schweizerischen Wehrmannes, worunter einmal mehr Vaterlandsliebe, Widerstandskraft und Zähigkeit erscheinen, und nicht zuletzt die Vorzüge des Geländes. Kritisch beurteilt werden dagegen der Ausbildungsstand bei Kriegsbeginn, werden ferner Schwachstellen bei den Kadern aller Stufen, vom Unteroffizier bis zu den teilweise überalterten Führern der grossen Verbände, endlich Mängel in der Bewaffnung, bei Panzern, Fliegern und Artillerie. Die Bilanz ist zweifellos respektvoller als die Meinung der beiden Militärattachés und mündet in die allerwichtigste Feststellung, dass an der schweizerischen Entschlossenheit, die Neutralität gegen jeden Angreifer zu verteidigen, bis anhin nicht zu zweifeln sei.

Ich fasse zusammen.

Erstens: Aufgrund der Quellen lässt sich also nicht belegen, dass die Verschonung unseres Landes in einem bestimmten Zeitpunkt allein *der militärischen Bereitschaft* ausschliesslich zu verdanken gewesen wäre. Ohnedies kann man sich der Einsicht nicht verschliessen, dass neben militärischen Erwägungen wirtschaftliche (Devisentransaktionen, Rüstungslieferungen, Handelsbeziehungen), politische (öffentliche Meinung), diplomatische (gute Dienste aller Art) und nicht zuletzt nachrichtendienstliche Interessen mit im Spiel gewesen sind. Indessen dürfte umgekehrt nicht weniger einleuchten, dass strategische, politische und wirtschaftliche Interessen umgekehrt auch für einen Angriff gesprochen haben. Ohne jeden Zweifel hätte der eine oder andere unserer Nachbarn die Besetzung unseres Landes oder von Teilen desselben ins Auge gefasst, wenn er dies wohlfeil hätte haben können. Dass dies aber nicht zu erwarten war, ist keine Glaubensfrage mehr, sondern geht aus den skizzierten Bewertungen der schweizerischen Widerstandskraft mit genügender Deutlichkeit hervor.

Zweitens: Allerdings lässt sich ein *Unterschied zwischen 1914 und 1939* schwerlich übersehen. 1914 ist die schweizerische Armee nach der Meinung des Auslandes auf der Höhe. Für 1939 hingegen werden Zweifel an der eidgenössischen Kriegsbereitschaft in verschiedener Hinsicht angemeldet. Dieses offenbare Defizit der schweizerischen Landesverteidigung vor dem Zweiten Weltkrieg muss im Zusammenhang damit gesehen und gewürdigt werden, dass moderne Kriegführung durch die Entwicklung der mechanisierten und gepanzerten Mittel sowie der Luftstreitkräfte in der Zwischenkriegszeit ausstattungsmässig wie ausbildungsmässig kostspieliger und anspruchsvoller geworden war. Es ist 1939 schwieriger gewesen, kriegsbereit zu sein, als 1914, und wir alle wissen, dass sich diese Problematik laufend verschärft.

Drittens: Umso wichtiger erscheint mir die Feststellung, dass sowohl 1914 wie 1939 *die geistigen Werte der schweizerischen Milizarmee*, der Wille zum Einsatz und die Bereitschaft zur Hingabe rundum vorbehaltlos anerkannt worden sind. Ich denke weniger an das immerwiederkehrende Hohelied vom kriegstüchtigen Gebirgsbewohner, das nicht frei von romantisch-historischer Verklärung ist. Ich denke um so weniger daran, als ohnehin die Zahl der urchigen Gebirgsbewohner in unserem Lande immer kleiner und der zeitliche Abstand zu deren kriegesischen Heldentaten immer grösser wird. Ich denke vielmehr an *jene beiden nationalen Eigenschaften*, die durch die ausländischen Beobachter immer wieder und überall in allen erdenklichen sprachlichen Wendungen als entscheidende Voraussetzung für die soldatischen und militärischen Leistungen gepriesen werden: *Heimatliebe und militärischer Geist*, die beide die schweizerische Nation beseelen. Beide wurzeln sie in unserer schweizerischen Geschichte, und an ihrem Fortbestand ist ohne ein lebendiges Geschichtsbewusstsein nicht zu denken — ein Geschichtsbewusstsein, dessen Pflege allen politisch und militärisch Verantwortlichen als eine der wichtigsten nationalen Aufgaben ans Herz gelegt sei. Materielle Unzulänglichkeiten können — wenn auch nicht beliebig — durch moralische Stärke ausgeglichen werden, weil letztlich *die innere Kraft einer Armee die entscheidende ist*. Für unsere Landesverteidigung und damit unsere nationale Existenz überhaupt wird ends aller Enden ausschlaggebend sein, ob wir imstande sind, *die geistigen Kräfte zu bewahren*.

Die Technologie der im Jahre 2000 operationellen Waffensysteme

Divisionär Heinz Häsler, Unterstabschef Planung

ERSCHLOSSEN EMDDOK

MF

280 / 266

1. Einleitung

— Bei der Beurteilung neuer Technologien für Waffen und Geräte, infolge des stets rascher werdenden Wettlaufs als ET (Emerging Technologies bezeichnet), ist die Beurteilung der Bedrohung zum gleichen Zeitpunkt entscheidend.

Zeit, aber auch Grundlagen fehlen mir, um hier eine fundierte Bedrohungsanalyse machen zu können. Ich beschränke mich deshalb auf das Aufzeigen der um das Jahr 2000 aufgrund der Technologie möglichen Waffensysteme. Und selbst hier muss es bei einer Strichskizze bleiben.

— Die dargestellten Waffensysteme werde ich auch nicht in Bezug zu einem Einsatz in unserer Armee setzen, weil technologische Möglichkeit und operative Eignung zwei verschiedene Dinge sind und weil zudem auch das Schreckgespenst Finanzen einen entscheidenden Einfluss auf Beschaffungen ausübt — nicht nur bei uns, notabene!

2. Die operationelle und taktische Fusion auf dem «Gefechtsfeld 2000»

«Kampf der verbundenen Waffen» ist das Ziel, das sich jede moderne Armee, auch die unsere, für die Führung des Gefechtes aufgrund der *heutigen* Waffen- und Gerätetechnologie gesetzt hat. Dazu gehören zum Beispiel die Zusammenarbeit Infanterie/Artillerie/Panzerformationen und Luftwaffe, aber auch das Überdecken von Schwächen *eines* Panzerabwehrsystems mit den Stärken eines oder mehrerer anderer Systeme gleicher Zweckbestimmung.

Unsere Hauptkampfform Abwehr ist ein Musterbeispiel des Kampfes der verbundenen Waffen.

Ohne das verzugslose und genau abgestimmte Zusammenwirken aller am Gefecht Beteiligten wird ein Erfolg künftig nicht zu erzielen sein.

Die Anwendung neuer Technologien, insbesondere durch vermehrten Einsatz der Elektronik, kann bis zur Jahrtausendwende von diesem Kampf der verbundenen Waffen zur *vollständigen Integrierung aller Komponenten des Gefechtsfeldes* führen. Das Ausland spricht von *operational and tactical fusion on the battlefield*, von *joint tactical fusion*, ja es bestehen Projekte, die gesamte Strategie in fusionierte Systeme (sogenannte C³-I-Systeme) einzubinden.

Was ist unter solchen Systemen konkret zu verstehen?

Alle für das Gefecht eingesetzten Waffen und Geräte, von der Satellitenaufklärung bis zur mechanisierten Formation, sind durch eines, oder, aus Sicherheitsgründen,

durch mehrere parallel arbeitende elektronische Führungssysteme verbunden, welche den Zeitfaktor vom Erkennen — Verarbeiten einer Lage — Vorbereiten der Entscheidungsgrundlagen — bis und mit Einsatzbefehl im Vergleich zu heute um ein Vielfaches verkleinern lassen. Jedes Subsystem hat auf unterer Stufe wieder sein eigenes Führungssystem — hier als Beispiel eine angestrebte Möglichkeit für ein Führungssystem der Feuerunterstützungswaffen —, so dass auch die taktische Stufe zeitverzugslos führen kann.

Lassen Sie mich nun einen kurzen Abriss über die Technologien der wichtigsten Komponenten des Gefechtsfeldes 2000 geben.

Vorerst kann grundsätzlich festgestellt werden, dass durch Anwendung von Mikroelektronik und durch Nutzung neuer spezieller Werkstoffe sowohl bei der Entwicklung terrestrischer als auch luftgestützter Waffensysteme wesentliche *Technologiesprünge* gemacht werden können, deren Inhalt, z. B. durch das Erreichen physikalischer Grenzen, heute nicht absehbar ist.

So wird die gezielte Verwendung von *Mikroelektronik* — zur Verkleinerung und damit zu Platz- und Gewichtsersparnis führen,

— bei geringerer Energieaufnahme höhere Systemleistungen erbringen,

— logische Schaltfunktionen sicherer und mit höchster Geschwindigkeit ermöglichen und damit eine Vermaschung einer Vielzahl von Sensoren gestatten.

Letzteres wiederum bildet die Voraussetzungen zum «battlefield management» mittels Führungssystemen C³-I.

Die Verwendung *moderner Werkstoffe*, wie glasfaser- und kohlefaserverstärkte Kunststoffe, sowie neuerer Metallegierungen wird vor allem im Bau von Luftkriegsmitteln zunehmen, aber auch für terrestrische Waffensysteme stets grössere Bedeutung erlangen.

Entscheidende Fortschritte, vor allem in der Übertragungstechnik, lassen sich auch durch die Verwendung von Glasfaser-Lichtleitern erzielen, was EKF- und EMP-Festigkeit wesentlich steigert.

Schliesslich bringt das heute am Anfang stehende Bauen im Modularprinzip dem Konstrukteur die Möglichkeit, schon bei Grundkonstruktionen mögliche Weiterentwicklungen so vorzubereiten, dass Kampfwertsteigerungen durch systemkonforme Komponenten ohne grosse Umkonstruktionen erleichtert und damit verbilligt werden.

3. Die «konventionellen» Komponenten

3.1. Aufklärung/Nachrichtendienst/Zielortung

Nun zu den Komponenten des Gefechtsfeldes 2000.

Wo Waffensysteme zur Verfügung stehen, die Hunderte von Kilometern, ja weltumfassende Reichweite besitzen, ist eine ebenso entwickelte, umfassende und zeitverzugslos arbeitende Aufklärung, Nachrichtenbeschaffung, -auswertung und Zielortung Voraussetzung.

— *Beobachtungs-Nachrichtenbeschaffungs-Satelliten*, schon heute mit optronischen und elektronischen Instrumenten ausgerüstet, die ein Auflösungsvermögen ihrer Aufnahmen bis zur Grösse eines Golfballs besitzen, werden mehr und mehr zur operativen und taktischen Aufklärung eingesetzt werden können. Sie besitzen den Vorteil der kontinuierlichen Arbeitszeit. Die gleichen Satelliten werden künftig auch Träger genauer elektronischer Vermessungssysteme sein, die mit Metergenauigkeit eigene und gegnerische Standorte ermitteln und bis 2000 wohl den topographischen Karten zum Teil den Rang ablaufen können.

— *Luftgestützte Aufklärungs- und Nachrichtensysteme* zu Diensten der strategischen und operativen Luftstreitkräfte werden lückenlose Bilder der Lufttätigkeit in einem weiten Raum übermitteln.

— Sie werden unterstützt beziehungsweise ergänzt von hochmobilen *Radarwarnsystemen* auf mechanisierten Trägerfahrzeugen, insbesondere zur Entdeckung tieffliegender Flugzeuge und Helikopter. Durch Vermaschung ihrer Sensoren kann ein umfassendes Luftlagebild erzeugt und aufrechterhalten werden.

— Die terrestrische Aufklärung ist ein weiteres Subsystem, dessen einzelne Komponenten sich überdecken, um die Schaffung eines lückenlosen Lagebildes zu ermöglichen.

Dabei steht die *Aufklärungsdrohne* seit ihrem erfolgreichen Einsatz im Libanon-Krieg auf den Wunschzetteln aller modernen Armeen.

Welchen Stellenwert sie künftig einzunehmen vermag, ist offen. Sicher ist, dass hier mit der Nutzung von TV, IR oder mm-Wellen ein grosses Entwicklungspotential noch nicht genutzt ist. Heutige Entwicklungen deuten ferner darauf hin, dass die Verwendung von Drohnen als Kampf Waffen um 2000 durchaus möglich ist. Viele dieser Aufklärungs- und Nachrichtensysteme sind bereits vor Ausbruch eines Kampfes voll einsetzbar.

— Als Kampfaufklärungsmittel stehen zusätzlich *Flugbahn- und Gefechtsfeldradars* zur Verfügung, welche Artilleriestellungen und sich bewegende Verbände einmessen und auch identifizieren. Gross ist die Zahl der Ground Sensors, welche akustisch seismisch, optronisch oder auch mit Hilfe von Laser ansprechen und so Fahrzeuge und Personen auf dem Gefechtsfeld feststellen und identifizieren.

Die elektronische Übermittlung des Festgestellten, Photographierten oder Berechneten ist ebenso selbstverständlich wie das durch den Rechner zeitverzugslos graphische Darstellen des sich verändernden Lagebildes oder die Bekanntgabe des feindlichen Zielortes mit der geforderten Genauigkeit.

— Durch umfassende *Verschlüsselung der Signale* wird einerseits ein Stören durch Gegner zu verhindern versucht, andererseits stehen wohl um 2000 *Störsysteme* zur Verfügung, die mindestens eine Teilverfälschung der Aufklärung und der Nachrichtenresultate des Gegners zur Folge haben. Diese Feststellung kann übrigens generell für alle elektronischen Systeme gelten.

3.2. Feuermittel

Es wird erkannt, dass das Feuer das beweglichste Element des Gefechtsfeldes 2000 sein wird.

Die Feuerunterstützung des Gefechtsfeldes wird deshalb an Heftigkeit und somit an Bedeutung zunehmen.

Die Artillerie wird aufgrund ihres integrierten Subsystems (Aufklärung/Zielortung — Feuerführung — Feuerleitung — Feuermittel — Wetter/und ballistische Daten) ohne einzuschiessen Wirkungsfeuer eröffnen. Dabei dürfte der Zeitbedarf zwischen Erkennen und Feuern höchstens durch das Zögern des Artillerieführers die Minutengrenze überschreiten.

Weil aus physikalischen Gründen der Reichweitensteigerung von Rohrartillerie Grenzen gesetzt sind, besteht der *Trend zur Raketenartillerie*, insbesondere für Feuer zugunsten der operativen Stufe und in die Tiefe des Gefechtsfeldes.

Zudem liegen die Schwergewichte technologischer Entwicklung nicht mehr auf den Waffenträgern, sondern auf deren Munition. Die heute andernorts bereits eingeführten Muttergeschosse mit Streubomblets können 2000 abgelöst sein durch *intelligente Munition für verschiedenste Zwecke* (brillant ammo). Dabei werden zwei Technologien angewandt:

— das lasergesteuerte oder selbstzielsuchende, auf IR-, TV-, Radar- oder mm-Wellen-Basis arbeitende Einzelgeschosse

— die durch ein Muttergeschoss über einer Zielfläche ausgestossenen Tochtergeschosse, die ihr Ziel suchen, anvisieren und von oben vernichten oder die als elektronische und mit IFF versehene Minen auf den Gegner warten.

Um später eigene Aktionen nicht zu gefährden, können diese Minen ferngezündet werden.

Dass bei Verwendung solcher neuen Munitionssorten die Artillerie-Rakete das grössere Entwicklungspotential aufweist als die Geschossgranate, ist offensichtlich. Dabei ist der Einsatz gesteuerter Art Raketen, à la cruise missile, über 100 km und mehr, im Jahre 2000 durchaus keine Utopie.

Was hier über Artilleriemunition gesagt werden kann, hat ebenfalls Gültigkeit für Erdkampfmunition von Flugzeugen; dazu zählen auch Munitionssorten, welche gegnerische Flugplätze unbrauchbar machen.

3.3. Panzer und Panzerabwehr

— Die Tage des Panzers werden — das ist meine volle Überzeugung — 2000 nicht gezählt sein, wohl aber die Tage der Vollblockpanzerung. Sobald die Bekämpfung gepanzerter Ziele aus der Luft, wie soeben geschildert, erfolgen kann, hat sich der Panzer auch nach oben gleichwertig zu schützen, wie in Front und Seite. Dazu gegen neuartige Minen auch nach unten. Komposit- und mehr und mehr aktive Panzerungen werden wohl weiterentwickelt werden müssen.

So stellt sich sicher die Frage, was *nach dem Panzer* kommt, den man heute für 2000 fabriziert.

Ist es ein allseitig geschütztes, voluminöses, relativ unbewegliches Ungetüm oder ein hochmobiles, mit Schnellfeuerwaffen und Raketen 3. Generation ausgerüstetes Sturmfahrzeug, eine Verschmelzung von Kampf- und Schützenpanzer; oder gehört die Zukunft gar der hoch ausfahrbaren Waffenplattform.

Ich kann Ihnen hier wenig aussagen. Trends sind heute nicht offensichtlich.

Sicher ist, dass der Panzer bis 2000 auf vollständige Nachtauglichkeit gebracht wird (die Entwicklungen auf dem Sektor Wärmebild laufen auf Hochtouren), über eine oder mehrere vollelektronische Feuerleitanlagen verfügt, mit Zusatzbewaffnungen wie eingebauten Mörsern versehen sein wird und ein Kaliber seiner Hauptwaffe von mindestens 120 mm aufweist.

— Eine zunehmende, ja entscheidende Gewichtung auf dem Gefechtsfeld wird wohl der *Panzerabwehr mittels Helikoptersystemen* zukommen. Dabei werden die heute als 1. Generation bezeichneten umgebauten Zivilhelikopter modernen Kampfhelikoptern der 2. Generation zu weichen haben. Diese Waffenträger bilden Plattformen für Abstandswaffen gegen Ziele aller Art, werden komplett nacht- und allwettertauglich sein.

Obschon gegenwärtig in verschiedenen Armeen aus Kostengründen an Mehrzweckhelis gearbeitet wird, dürfte die Zukunft wohl den für spezielle Aufgaben entwickelten Systemen — Kampf-Heli, Beobachtungs- und Aufklärungs-Heli, Trsp Heli — gehören. Dabei ist auch der speziell zum Schutz seiner übrigen Artgenossen gebaute und mit Luft-Luft-Lenk Waffen ausgerüstete Luftabwehr-Heli opportun.

Oder werden diese Waffensysteme in ihrem Verbund gar die Hauptträger der Angriffe nach 2000 sein?

Der grossangelegte «Heuschreckenschwarm-Überfall» scheint — wenigstens technologisch — Wirklichkeit werden zu können.

— Bei der infanteristischen Panzerabwehr wird das *Übergewicht der Pzaw Lenkwaffe* gegenüber dem Wuchtgeschoss noch zunehmen, weil letzteres mit seinen hohen Anfangsgeschwindigkeiten einen relativ teuren, zumindest aber voluminösen Waffenträger erfordert.

Als Zwischengeneration von der drahtgelenkten zur Fire and Forget Rakete kann eine lasergesteuerte Pzaw Rakete erwartet werden.

Zudem stehen schon heute Lenkwaffen in Entwicklung, die einen Überflugangriff gestatten.

Die Waffensysteme unterster taktischer Stufe erlauben einen Einsatz aus geschlossenen Räumen und Unterständen und können je nach Zunahme der Bedrohung mit Gefechtsköpfen versehen werden, die nicht an die Kalibergrösse eines Abschussrohres gebunden sind.

3.4. Der Einzelkämpfer

Werfen wir noch einen Blick auf den Einzelkämpfer. Auch er müsste eigentlich in das Verbundsystem einbezogen sein, indem er — weil mündliche Verbindungen durch Lärm und eigene Schutzkleidung verunmöglicht werden — in seinem Helm integrierte Sprechverbindungs mittel tragen würde.

Seine Schutzkleidung wird neben Resistenz gegen C- und A-Auswirkungen auch Infanteriegeschoss bis ca. 9 mm standhalten. Wieweit die persönliche Bewaffnung noch konventionelle Schusswaffen umfasst oder ob bereits Waffen mit hülsenloser Munition oder gar Laserge wehre operationell sind, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen.

3.5. Luftkriegsmittel

Das System Luftkriegsmittel wird sich um die Jahrtausendwende aus

— Sensoren und elektronischen Führungssystemen mit störtesten Fernmeldeverbindungen
— Luftfahrzeugen mit Luft-Luft- oder Luft-Boden-Waffen sowie
— Flabmitteln
zusammensetzen.

Aufgrund der technologischen Möglichkeiten können die *Führungssysteme* folgende Eigenschaften aufweisen

— digitalisierte und automatisierte Fernmeldenetze;
— wirksame elektronische Kampfführung;
— störtestes und täuschsicheres elektronisches FFE (wie bei der Flab und den Luftfahrzeugen);
— Führungsverbund Erdkampf - Luftkampf;
— verbesserte und vernetzte Sensorbasis.

Kampfflugzeuge des Jahres 2000 werden sich auszeichnen durch

— Allwetterfähigkeit und Polyvalenz;
— grössere Reichweiten, Beschleunigungen bzw. Fluggeschwindigkeiten;
— höhere Manövrierfähigkeit dank Anwendung von neuartigen Flugzeugformen und von Schubsektorsteuerung. Als Beispiel sei hier das Projekt X-29 von Grumman erwähnt: ein Flugzeug mit nach vorne gepfeilten Flügeln, modernster elektronischer Steuerung und neuen Technologien, das demnächst seinen Erstflug machen wird. Eine bedeutende Rolle wird auch die sogenannte «STEALTH-Technologie» (gleich Technik der Entdeckungs- und Erfassungsreduktion) spielen. Die Radarerfassung wird dadurch bedeutend erschwert;
— verbesserte Sensorleistungen;
— grössere Störfestigkeit;
— weiterentwickelte IR- und radargelenkte Waffen (Abstandswaffen).

Waffen an und für sich (Luft-Luft, Luft-Boden) werden sich auszeichnen durch

— aktive Radarlenkung im mm-Wellenbereich und mittels Laser;
— grosse Einsatzdistanzen (über den Sichthorizont hinaus);
— hohe Treffererwartung (CEPs im Bereich von wenigen Metern bei Einsätzen über Entfernungen von mehreren hundert Kilometern);
— hohe Überlebenswahrscheinlichkeit;
— Fire and Forget-Eigenschaft;
— z. T. Überschallgeschwindigkeit.

Diese *intelligenten Abstandswaffen* werden eine entscheidende Rolle spielen, indem sie einerseits den Gegner von vorne, aus der Überhöhung und auf grosse Distanzen (40–80 km) werden bekämpfen können, andererseits auf herkömmliche Flab-Dispositive einwirken können, ohne dass sich der Träger (das Flz oder der Heli) je in die letalen Wirkungsbereiche von Kanonen und Lenkwaffen begeben muss.

Die Antworten eines Verteidigers durch *Luftabwehrsysteme* führen zu Waffen mit

— kurzer Reaktionszeit;
— Fähigkeit zur Abwehr von Abstandswaffen (Luft-Boden-Lenk Waffen) mit kleinen Radarquerschnitten;
— Mehrfachzielbekämpfungsfähigkeit;
— hoher Störfestigkeit (dank Multisensortechnik);
— hoher Mobilität und Einsatz-Flexibilität;
— störresistenter und täuschsicherer elektronischer Freund-Feind-Erkennung.

Einen besonderen Aspekt bildet dabei die Luftabwehr durch die Kampffruppe.

Die heute als Einmann-Flablenk Waffen angebotenen Systeme werden wohl um 2000 durch solche mit perfektionierter FF-Erkennung abzulösen sein, welche erst einen unkoordinierten und raschen Einsatz gegen Tief-flieger, aber insbesondere gegen Helikopter ermöglichen. Das Luft-Raketenrohr, von welchem gewisse Kommandanten schon lange träumen, würde dann — erst dann — Wirklichkeit.

4. Atomare und chemische Komponenten

Unser Abriss würde als dürftig gelten ohne einige Aussagen zum AC-Bereich, in welchem die Technologie ebenfalls fortschreitet. Ein Einsatz dieser Waffensysteme ist als Option immer möglich.

— Im A-Bereich wird diese — unter Zuhilfenahme modernster Technologien und eingepasst ins strategische, operationelle oder sogar taktische Führungssystem — zu vermehrt massgeschneiderten Kriegsköpfen mit zum voraus berechenbaren Haupt- und Nebenwirkungen führen. Dabei wird auch die Präzision der Einsätze steigen.

— Im Bereich der C-Waffen werden die sogenannten *Binärwaffen* vorherrschen, d. h. Gifte und Erreger verschiedenster Art, die in ihre chemischen Einzelsubstanzen getrennt über lange Zeit lagerbar sind, sich erst nach Abschuss oder Abwurf aus dem Waffenträger in Sekundenschnelle bilden, am Einsatzort rasch verflüchtigen und so einem Angreifer das Betreten eines Gebietes unmittelbar nach dem Beschuss ermöglichen. Diese Gifte neuester Entwicklungen erschweren oder verunmöglichen zudem einen späteren Einsatznachweis, was sie — auch völkerrechtlich — als besonders heimtückisch prägt.

— Im weitläufigsten Sinn chemische Waffen — wenn auch nicht als C-Waffen bezeichnet — sind auch die *aus verschiedenen chemischen Substanzen bestehenden FAE-Waffen*. Diese an sich sehr wirkungsvollen und relativ billigen Waffen könnten vor allem zum Freilegen von Minenfeldern Verwendung finden. Sie sind 2000 sicher voll operationell.

5. Star wars

Schliesslich, und damit möchte ich meinen knappen und unvollständigen tour d'horizon von möglichen Waffensystemen um 2000 beenden, muss mit dem Auftreten von *im Weltraum stationierten Waffensystemen* gerechnet werden.

Dabei lassen sich heute drei Einsatzmöglichkeiten erkennen:

— Aufklärungs-/Nachrichten-/Zielortungssatelliten, die neben Nachrichten und Aufklärungsaufgaben eigene Positionen und gegnerische Ziele einmessen und deren Koordinaten ins C³-I-System eingeben.

— Killer-Satelliten, die zur Vernichtung gegnerischer Satelliten, Interkontinentalraketen und bemannter Welt-raumstationen eingesetzt sind.

— Kampf-Satelliten, die mittels Laserstrahlen oder anderer in Entwicklung stehender Technologien in den Erd-kampf eingreifen können.

6. Ansätze zu Folgerungen

— Die Waffentechnologie 2000 führt ein weiteres Stück weg vom bewaffneten Mann zur bemannten oder sogar unbemannten Waffe.

— Die Bedeutung des Feuers auf dem Gefechtsfeld nimmt zu. Dabei verschieben sich die Entwicklungsschwergewichte — besonders im terrestrischen Bereich — vom Waffenträger zur Munition, also zum Geschoss, zur Rakete, weil dort unter Verwendung neuester Technologien noch ein beträchtliches Entwicklungspotential vorhanden ist.

— Vor allem die Luftkriegführung wird geprägt sein durch enorme Zunahme und Bedeutung der Elektronik, sowohl im Angriffs- als auch im Abwehrbereich.

Luft-Luft- und Luft-Boden-Raketen werden als Abstands-waffen vorherrschen.

— Die angewandten Technologien lassen die Systeme bedienungsfreundlicher werden, das *elektronische* Gehirn kann dem *menschlichen* mehr und mehr Arbeit abnehmen, jedoch Denken, Entscheiden und Handeln des Menschen nie ersetzen.

— Die Logistik im Bereich Rüstungsmaterial schwenkt von der Reparaturdoktrin zur Ersatz- und Auswech-selungsdoktrin, d. h. defekte Module, Systemteile, festge-stellt durch die Elektronik der Waffensysteme selber, können von der Truppe ausgewechselt, jedoch nur von hochwertigsten Berufsspezialisten, wenn überhaupt, wieder instand gestellt werden.

— Die Zunahme der Technizität und Komplexität der Waffensysteme macht diese anfälliger auf Störungen, was ihre Verfügbarkeit auf dem Gefechtsfeld erheblich reduzieren kann.

Die Kosten für modernste Systeme werden durch Entwicklung und Anwendung letzter Technologien so hoch, dass mit den zur Verfügung stehenden Finanzen stets weniger Exemplare beschaffbar sind.

Viel weniger neue Systeme heisst aber, dass die quantitative Einbusse durch die qualitative Verbesserung nicht ausgeglichen werden kann. Kürzere Verfügbarkeit bei wenigen hochleistungsfähigsten Systemen muss zur entscheidenden Frage führen: Ist eine Beschaffung, verglichen mit den strategischen, operativen, ja taktischen Bedürfnissen, aber auch mit den einzusetzenden Mitteln verantwortbar.

Kosten-/Nutzen-Überlegungen und damit verbunden peinlich genaue — *und über eine gewisse Zeit gültige Prioritätensetzung* werden zu entscheidensten Führungsmassnahmen.

Jeden Tag neue Ideen und deren Entwicklung ohne genaues Einpassen in Doktrin, Zeit und Mittel dürften in jeder Armee zur völligen Pleite sowohl auf dem Rüstungssektor als auch bezüglich Finanzen führen.

— Die Trends in der Rüstungsentwicklung lassen als Endziel für die Jahrtausendwende und später das *«battelfield management»* mit allseitig integrierten Waffen- und Führungssystemen erkennen. Aber auch moderne Systeme sind nur so zuverlässig einsetzbar, wie es der Stand der schwächsten ihrer Komponenten erlaubt. Also müssten alle Systemteile — um optimale Leistung des Ganzen zu gewährleisten — den gleichen Entwicklungsstand aufweisen. Dieses gleichzeitige Verbessern aller Komponenten mit modernster Technologie wird ungeheure Kosten verursachen.

Denn — um nur zwei Beispiele zu erwähnen — wo bleibt

die Echtheit der elektronisch übermittelten Resultate von Aufklärungsdrohnen, wenn die Lagebilder von Hand gezeichnet werden und ihre Verbreitung zu Vorgesetzten, Nachbarn und Untergebenen per Motord-Kurier erfolgen muss.

Oder: wo liegt der Nutzen einer Investition von 900 Millionen Franken in ein Aufklärungsflugzeug — wie letzte Woche in der Presse zu lesen war —, wenn die in der Tiefe des Gefechtsfeldes festgestellten Feindformationen nicht mehr bekämpft werden können, weil — wie gleichenorts stand — der Ausbau der Flugwaffe künftig nicht mehr verantwortbar sei.

Die ebenfalls im gleichen Artikel geforderten Artillerie-Raketenwerfer mit einer heutigen Reichweite von ca. 30

km lösen das Problem nicht. Aber vielleicht meinte man Gelenkte Artillerie-Raketen oder cruise missiles, zwar bis zu 10mal teurer als erstere, aber was tut's; wo man sich nicht um Rahmenbedingungen und Vorgaben zu kümmern braucht, lassen sich auch solche Wünsche schmerzlos sowohl umbenennen als auch umschichten.

Wir aber stellen abschliessend fest, dass gerade diese Rahmenbedingungen und darunter besonders die *finanziellen Vorgaben* auch für 2000 bei allen Armeen schliesslich bestimmen werden, welches Mass der vielfältig zur Verfügung stehenden modernsten Technologien bei neu einzuführenden Gesamt- oder Teilsystemen tragbar ist.

Wird unsere Milizarmee die Waffentechnologie des Jahres 2000 beherrschen?

Korpkommandant Roger Mabillard, Ausbildungschef

ERSCHLOSSEN EMDDOK
MF 280 1 271

Vorbemerkung

Einleitend möchte ich festhalten, dass ich mich hier zwar als Ausbildungschef der Armee äussere, aber meine persönlichen Ansichten darlege, die in keiner Weise zuständige offizielle Instanzen verpflichten könnten. Beigefügt sei, dass ich Ihnen weder Patentrezepte noch Ideallösungen präsentieren werde, sondern einfach einige Überlegungen, die dazu dienen können, ein vielschichtiges, höchst komplexes Problem besser zu erfassen.

Einleitung

Das Problem des Einflusses der Technologie auf die Organisation und die Strukturen der menschlichen Einrichtungen ist nicht neu. Neu sind dagegen die Raschheit des technischen Fortschritts und die Komplexität gewisser Techniken.

Es brauchte im militärischen Bereich Jahrhunderte, bis der Wurfspiess sowie Pfeil und Bogen, später das Pulver, die Kanonenkugel und das Geschoss die wirksame Reichweite des Menschen so weit verlängerten, als das Auge reicht.

Keine 50 Jahre waren nötig, um mit den Hertzschen Wellen, der Rakete und dem Atom das ehemals «lokale» Ereignis zu einem globalen Potential mit den Dimensionen des Holocausts zu machen.

Wie sollen wir dieses Phänomen meistern, das heisst daraus den besten Nutzen ziehen, ohne desse Sklave zu werden, wie die Gesellschaft ohne Umsturz anpassen, wie die Industrie umstrukturieren und dabei die Arbeitslosigkeit auf das absolut unvermeidbare Minimum beschränken; dies ist eines der *politischen und moralischen Hauptprobleme unserer Zeit*. Und es ist offensichtlich, dass die Armee sich diesem Phänomen nicht wird entziehen können. Auch ihr werden sich grundlegende Fragen stellen.

Bevor wir uns dem Problem zuwenden, ist es nötig, den Sinngehalt gewisser Begriffe zu präzisieren.

Die militärische Technologie

Die Eigentümlichkeit der Entwicklung der Waffentechnologie ist, dass man heute der Truppe Geräte anvertrauen kann, die immer mehr leisten und die Fehlerquellen der menschlichen Unzulänglichkeit weitgehend ausschalten. Dieses Merkmal entspricht, jedenfalls aus rein technischer Sicht, genau den wesentlichen Anforderungen einer Milizarmee:

1. die Manipulationen sind einfach,

2. falsche Bedienung wird zudem oft durch das eingebaute Kontrollsystem des Geräts selbst «zurückgewiesen»,

3. die Trefferwahrscheinlichkeit liegt erheblich höher als bei Systemen der vorhergehenden Generation,

4. der Unterhalt ist im allgemeinen erheblich vereinfacht, jedenfalls in der ersten Stufe.

Zwei Beispiele der Leistungen dieser Technologie sollen die Tatsachen veranschaulichen, die wir soeben darlegten:

— In den modernen Abfangjägern ist der Abschuss einer Luft-Luft-Rakete nur dann möglich, wenn alle Parameter erfüllt sind, die für einen Treffer Voraussetzung sind; falls die Schussdistanz zu gross ist oder wenn die Beschleunigung des Abfangjägers bei der Schussabgabe zu hoch wäre, verlässt die Luft-Luft-Rakete ihre Rampe nicht, selbst wenn die Abschussvorrichtung betätigt wird.

— Im Bereich der Fliegerabwehr verhindern die «Freund-Feind»-Identifikationssysteme, dass die Flak irrtümlich auf eigene Flugzeuge schießt; sind die Kanonen auf solche gerichtet, unterbrechen die Kontrollsysteme das Schiessen automatisch.

In den Bereichen Führung und Einsatz trägt die neue Technologie wirksam zur Entschlussfassung bei, weil sie die notwendigen Daten qualitativ und zeitlich optimal liefert. Es seien unter anderem erwähnt:

- die Feindnachrichten,
- die Wahl der günstigsten Aktionsform,
- die Wahl der ihr entsprechenden Mittel,
- der Entschluss über den Zeitpunkt des Einsatzes,
- der Einsatz der technischen und taktischen Unterstützungsmittel,
- die Führung und die Verbindungen,
- die Erkennung und Bezeichnung des oder der Ziele,
- der Kampf gegen List und Täuschung,
- schliesslich die Koordination all dieser Elemente bezüglich Zeit und Raum.

Die Technologie ermöglicht also einen *höheren Wirkungsgrad bei sich verkürzenden Fristen*. Beigefügt sei, dass die Zuverlässigkeit moderner Materialien ebenfalls im Zunehmen begriffen ist. Zwei Beispiele verdeutlichen diese Tendenz:

— Der Tiger unserer Flugwaffe verbringt heute weniger Stunden in den Unterhaltswerkstätten als der Hunter der sechziger und sogar der Venom der fünfziger Jahre!

— Der SE 430, das neue Funkgerät, bietet nicht mehr genügend Stoff, um das technische Ausbildungsprogramm einer ganzen Rekrutenschule zu füllen, was bei seinen Vorgängern bei weitem der Fall war. Die Grundausbildung wird also vereinfacht und erfordert oft weniger Zeit.

Die Waffen

In unseren Tagen dürfen die Waffen nicht mehr im Sinne eines Nebeneinanders isolierter Elemente entwickelt werden; jeder Waffentyp muss sich *in ein System einfügen*, soll er seine volle Wirkung erzielen. So ist nicht die Technologie einer Fliegerabwehrwaffe vorrangig entscheidend, sondern ihre Integration in ein zusammenhängendes System. Die Rapiere zum Beispiel fügen sich mit ihrer Beweglichkeit in jene der Panzer ein, die geschützt werden sollen, und erzielen ihre Wirkung auf Distanzen und in Höhen, wo weder die Kanonen-Flak noch die Flak-Lenk Waffen Bloodhound oder gar der Raumschutz der Tiger mit gleich günstigem Raum/Zeit-Nutzenverhältnis wirken könnten.

Ein besonderer Aspekt der Entwicklung der militärischen Technologie verdient es, unsere Aufmerksamkeit noch einen Moment zu beanspruchen: jener nämlich des *Transfers von technologischem Know-how*. Dieses Problem betrifft zugleich die Beziehungen zwischen ziviler und Rüstungsindustrie wie auch die wichtige Frage der Vereinbarkeit einer Milizarmee mit einer hochentwickelten Technologie.

Die Zeit des Zweiten Weltkrieges war auf technischem Gebiet gekennzeichnet durch einen riesigen Schritt nach vorn in allen Bereichen, die die Kriegsindustrie betrafen. Die Kriegsparteien setzten alle ihre Mittel dazu ein, sich eine Waffentechnik zu schaffen, die ihnen schliesslich das entscheidende Übergewicht bringen sollte. Das Propellerflugzeug erreichte seine technischen Grenzen, die erst das Düsentriebwerk überwinden konnte, und die Physiker im Kriegseinsatz ersetzten Tonnen an Bomben durch eine einzige aus der Atomspaltung aufbauende Maschine, die gleichzeitig das Ende des Weltkonflikts beschleunigen und die Menschheitsgeschichte in ein neues Zeitalter stürzen sollte.

So kann es denn nicht überraschen, dass unmittelbar nach dem Krieg die «zivile» Technologie im Schlepptau der riesigen Fortschritte war, die die Kriegsindustrie gemacht hatte.

Zudem gab in den fünfziger Jahren die schulische und berufliche Ausbildung dem Milizler nicht jene unabdingbare Grundlage zum Verständnis und zur Beherrschung der militärischen Technologie. Dazu kamen noch unsere kurzen Ausbildungszeiten. Deshalb wurden in jener Zeit auch Zweifel laut an der Vereinbarkeit von Miliztruppe und hochentwickelter Technologie.

Zum Glück wurden sie jedoch rasch durch die Umkehrung des Phänomens zerstreut. Die Elektronik und ihre zahllosen Anwendungen, vor allem im Fernmeldewesen und in der elektronischen Datenverarbeitung, stellten den Vorsprung des zivilen Sektors wieder her, den er während des Krieges vorübergehend verloren hatte. In der Folge sollte die zunehmende Technizität der Waffensysteme direkt von den im zivilen Sektor erzielten Fortschritten abhängen. Zudem passten sich die Schule, die Lehrlingsausbildung, die Universitäten und die technischen Hochschulen den Gegebenheiten der Zeit an. So bringt der Bürger, der in die Armee eintritt, seine technischen Grundkenntnisse in die Rekrutenschule und seine beruflichen Erfahrungen in die nachfolgenden Dienste mit, was zu einer gegenseitigen Befruchtung des zivilen wie des militärischen Berufs führt!

Man darf heute mit Überzeugung erklären, dass der «Milizler» mit seinem technischen Wissen völlig *in der*

Lage ist, die Waffensysteme zu beherrschen, die ihm anvertraut sind.

Die unbestreitbaren Vorteile einer hochentwickelten Technologie dürfen uns indessen nicht blind machen für einige wesentliche Nachteile: einmal der Preis (das alles ist natürlich sehr teuer) und zum andern die Notwendigkeit, vom Milizprinzip abzuweichen und, zumindest auf gewissen Gebieten, auf Berufsleute auszuweichen, was auch wieder Geld kostet.

Im logistischen Bereich hat die Notwendigkeit, ganz defekte Unterbaugruppen auszutauschen, zur Folge, dass eine bedeutende Menge Austauschmaterial gekauft und bewirtschaftet werden muss, das etwa 30% des gesamten Einkaufs entspricht. Ein solcher Beschaffungsumfang hat selbstverständlich auch seine finanziellen Folgen.

Wenn der Grundsatz, eher «wegwerfen» als reparieren, für gängiges und ziemlich billiges Material gelten kann, so verbietet sich dessen Anwendung, wenn die Bestandteile Zehn- oder gar Hunderttausende von Franken wert sind; von einer gewissen Wertschwelle an wird die Reparatur unausweichlich. Auf solchem Niveau sind hochspezialisierte technische Fähigkeiten nötig, deren Erwerb ein grosses Mass an Zeit, Kenntnissen und Mitteln erfordert.

Die Zunahme der Technizität zieht zudem unausweichlich eine Vergrösserung des Umfangs der Kontrollen, Revisionen und Reparaturen nach sich, selbst wenn auch die Zuverlässigkeit des Materials zunimmt. Schon heute ist unsere Miliztruppe mit drei verfügbaren WK-Wochen nicht in der Lage, den kompletten Unterhalt unserer Flugwaffe sicherzustellen – nicht etwa, weil ihr das technische Wissen fehlt, sondern weil die Grösse der Aufgabe bei weitem den Rahmen des traditionellen Wiederholungskurses sprengt.

So wird denn die Lösung immer mehr angewandt, wonach der Arbeitsüberhang nichtmilitärischen Stellen übertragen wird: den Armeemotorfahrzeugparks, ja sogar zivilen Garagen für die Motorfahrzeuge, den Rüstungsbetrieben für die Panzer, dem Bundesamt für Militärflugplätze für die Flugzeuge, einzelnen spezialisierten Zeughäusern für elektronische Einrichtungen und die Radars. Die hohe Technizität geht immer einher mit erheblichen logistischen Lasten. Und wieder zur Technologie:

Ein anderer negativer Aspekt der Technologie besteht darin, dass unsere Miliz Gefahr läuft, völlig von ihr abhängig, ja sogar zu ihrem Sklaven zu werden. Um diese Seite des Problems handgreiflich darzustellen, empfehle ich Ihnen ein kleines Experiment: Versuchen Sie einmal eine Gefechtsübung mit einer verstärkten Kompanie durchzuführen, ohne Funkgeräte SE 125 einzusetzen. Dann wollen wir sehen!

Inwiefern werden unsere Chefs noch führen, unsere Stäbe noch arbeiten und unsere Truppe noch kämpfen, wenn die Technologie ihnen ihre Dienste ganz oder teilweise versagt? Diese Frage ist um so beunruhigender, als die Dauer unserer Ausbildungsdienste es nicht erlaubt, den Kampf *mit* und *ohne* Benutzung der Technologie zu üben. Und die Möglichkeiten eines denkbaren Gegners in der elektronischen Kriegführung (um nur diese Seite des Problems zu erwähnen) verbieten es, der Frage auszuweichen.

Die Technologie des Jahres 2000 ist schon heute in ihren Leitlinien bestimmt, und die 15 Jahre, die uns von diesem Datum trennen, werden uns wohl kaum mit einem Umsturz überraschen.

Gewiss wird der erstaunliche Aufschwung des Fernmeldewesens dazu beitragen, Worte, Texte und Bilder noch rascher und noch besser dorthin zu bringen, wo diese Informationsquellen entscheidend sind.

Gewiss wird die Entwicklung der Verarbeitungszeiten in der EDV und der Software insgesamt ihren Beitrag dazu leisten, dass sich die Wirksamkeit der Waffensysteme und der Führung dank der Informatik erhöht. Bessere Luftbeweglichkeit, grösseres amphibisches Potential, Allwettertauglichkeit (am Boden wie in der Luft), verbesserte Feuerleitung, -geschwindigkeit und -genauigkeit (zum Beispiel Fire and Forget), bessere Waffenwirkung im Ziel, Wartungszuverlässigkeit: Dies sind einige der Aspekte dieses Fortschritts.

Doch dies alles wissen wir, und unsere Planung für Bewaffnung, Ausrüstung und Ausbildung trägt dem schon lange weitgehend Rechnung.

Natürlich genügt es nicht zu planen. Um genau sagen zu können, ob unsere Armee die Waffentechnologie des Jahres 2000 beherrschen können, müsste man konkret wissen, welche Waffensysteme sie anschaffen muss. Diese entscheidende Auswahl wird durch drei Faktoren beeinflusst werden:

- Zuerst durch technische und finanzielle Auflagen. Zurzeit stellen wir drei Einflussquellen fest:
 - Der Preis von Waffensystemen steigt ständig in erheblichem Ausmass;
 - Die Geschwindigkeit des technologischen Fortschritts beschleunigt das Veraltern der Systeme, was ihre Erneuerung oder ein «Retrofit» erfordert, das immer kostspielig ist;
 - Die finanziellen Mittel sind beschränkt und zudem das Ziel von Sparübungen.
- Zum zweiten durch das Bestreben um optimale Wirksamkeit des Systems, das heisst:
 - Einsatzleistungen;
 - Miliztauglichkeit (ich komme auf diesen Begriff zurück).
 - Harmonische Eingliederung in den Gesamtrahmen der bestehenden Systeme.
 - Beschaffung einer genügenden Anzahl von Geräten, die den hohen Beständen unserer Armee entspricht.
- schliesslich natürlich durch operative und taktische Erfordernisse.

Unter den heutigen Umständen kann ich Ihnen keine konkreten Lösungen vorschlagen. Ich halte lediglich fest, dass in den kommenden 15 Jahren die Auswahlentscheide schwierig sein werden, weil die Zersplitterung von relativ bescheidenen finanziellen Mitteln uns unausweichlich eine Schwächung und technische Überalterung unserer Armee brächte.

Die Voraussagen weiter ins 21. Jahrhundert treiben heisst sich der Science Fiction widmen oder einfach Vorausberechnungen mit Phantasie erfinden. Denn wer kann die Entwicklung der Technologie voraussehen? Wer kann, zum Beispiel, die folgenden Fragen beantworten:

- Kann die heutige Kadenz des technologischen Fortschritts noch beschleunigt werden, oder wird sie sich nicht vielmehr verlangsamen oder gar stagnieren?

— Wird die Steigerung der Effizienz komplexere Bedienung erfordern, die nur noch einer kleinen Elite zugänglich ist, oder wird sich diese Effizienz nicht gar mit einer Vereinfachung vereinbaren lassen, die einer Milizarmee entgegenkommt?

— Was werden die Kosten für die Grundausrüstung sein und wie die Verkaufsstrategie der grossen Firmen, die über das Know-how verfügen, also welche Entwicklung werden die Preise erleben?

— Wird uns das Gewicht der Technologie dazu zwingen, unsere operativen Grundsätze zu ändern oder einfach eine andere Taktik zu wählen? Der Reiche kann sich die Mittel für jene Taktik leisten, die er gewählt hat, der Arme läuft Gefahr, auf eine vorteilhafte Taktik verzichten zu müssen, weil er sich die entsprechenden Mittel nicht leisten kann. Damit will ich nicht sagen, wir seien arm, aber alles ist relativ.

Bei unserem heutigen Wissensstand ist es nicht möglich, auf diese Fragen begründete Antworten zu geben; bescheiden wir uns also weise mit dem Bekannten und dem Voraussehbaren.

Nun einige Worte zum *Prinzip der «Miliztauglichkeit» und zu dessen Anwendung.*

Derzeit wird jede Kriegsmaterialbeschaffung im Blick auf dessen Verträglichkeit mit unserem Milizsystem betrachtet. Es handelt sich sogar um ein Entscheidungskriterium. Um das Problem zu verstehen, muss der Begriff indessen präzisiert und relativiert werden. Die «Miliztauglichkeit» ergibt sich aus einer positiven Beurteilung folgender Randbedingungen:

- Niveau der technischen Fähigkeiten, die der Milizsoldat im Zivilleben erworben hat und der Armee zur Verfügung stellt.
- Dauer der Ausbildungsdienste.
- Bestand und Qualität des Instruktionkorps.
- Lehrmittel, die für die Grundausbildung unverzichtbar sind.
- Für die Einsatzübung benötigte Infrastruktur.
- Schliesslich können die *Kosten* des zu beschaffenden Systems Einfluss auf dessen Miliztauglichkeit haben, besonders wenn wir die recht grossen Bestände unserer Milizarmee in Betracht ziehen.

Ich möchte diese Frage der «Miliztauglichkeit» an einem konkreten Beispiel beleuchten. Der Leo II ist «miliztauglich» erklärt worden. So weit, so gut. Aber nur unter der Bedingung, dass wir gleichzeitig die unentbehrlichen Lehrmittel und vor allem die Schiess- und Fahrsimulatoren beschaffen. Dazu natürlich die benötigten Instrukturen. Sonst wird seine Miliztauglichkeit in Frage gestellt!

Ein weiterer relativierender Faktor ergibt sich aus dem *Ausbildungsstand*, den man in Friedenszeiten erreichen zu können glaubt, und dem zu überbrückenden Abstand zur *Kriegstüchtigkeit*.

Wir alle wissen, dass nach einer Kriegsmobilmachung noch erhebliche Ausbildungsanstrengungen rasch zu erbringen wären, um den Kampf unter günstigen Bedingungen aufzunehmen.

Das Problem des Abstandes zwischen *Ausbildungsstand in Friedenszeiten* und *Kriegstüchtigkeit* ist für eine Milizarmee eines der am schwierigsten zu lösenden, besonders wenn es sich um ein Waffensystem hoher Technik handelt.

Wir werden mit dem LEO II schiessen können, wir werden Formationswechsel üben können und auf einer

Achse die Koordination von Feuer und Bewegung; aber nirgends werden wir auf Stufe verstärktes Bataillon und mit verbundenen Waffen lernen können, *gleichzeitig* seine bemerkenswerte Beweglichkeit und seine bemerkenswerte Feuerkraft zu nutzen.

Wir dürfen uns also nicht verhehlen, dass der Entscheid über die «Miliztauglichkeit» das Eingehen von Risiken mitumfasst, zwar je nach Waffe unterschiedliche, aber gelegentlich recht erhebliche. Es handelt sich um ein relatives Kriterium.

Eine andere wichtige Seite des Problems ist jene der Anpassungsfähigkeit und der Wandlungsgeschwindigkeit einer Milizarmee angesichts der Anforderungen der Technologie.

Ich möchte hier ganz klar zwischen dem menschlichen Potential und dem Milizsystem unterscheiden.

Es liegt für mich auf der Hand, dass der Rekrut und der Milizsoldat des Jahres 2000 die Technologie ihrer Zeit mit einem Rüstzeug an Kenntnissen und Fähigkeiten angehen werden, das sich an die Bedürfnisse der Zeit angepasst haben wird. Vielleicht bin ich zu sehr Optimist, aber ich habe grosses Vertrauen in die intellektuellen Fähigkeiten des Schweizer und in die Qualität unserer Schul- und Berufsausbildung, ohne im übrigen zu behaupten, dies alles sei perfekt – aber insgesamt ist der Stand gut.

Hingegen ist das Milizsystem in seiner Geisteshaltung konservativ (aus durchaus achtenswerten Gründen übrigens) und gegenüber Veränderungen sehr langsam. An die Bestände rühren, an die Organisation und die Strukturen (was sich als unausweichlich erweisen könnte, um die notwendige Technologie zu beherrschen), würde zweifellos erheblichen politischen und psychologischen Widerstand auslösen (denken wir nur an die Auflösung der Kavallerie). Die militärische Wirksamkeit war noch nie das einzige Kriterium für die Wandlungen unserer Armee.

Nachfolgend möchte ich indessen einige Massnahmen im Bereich der *Ausbildung* erwähnen, die in Betracht kommen könnten:

1. *Die Verlängerung der Grundausbildung* (vor allem der RS) für das Personal gewisser technischer Spezialitäten; dieses Vorgehen wird schon mit Erfolg in den Reparatur- und den Fliegertruppen zum Beispiel angewandt, wo die Zahl der freiwilligen Anwärter die Bedürfnisse weit übersteigt.

2. Man kann auch den *Grad der technischen Spezialisierung* der Miliztruppe noch erhöhen, mit Nachteilen für die Polyvalenz.

3. Man kann die *Ausübung einzelner Spezialisten-Funktionen an einen Grad koppeln*, sei es höherer Unteroffizier oder Offizier, und so die Ausbildungsdauer auf mehrere Dienstleistungen verteilen. Diese Praxis besteht

schon für die Militärpiloten, deren Fliegerausbildung von der Rekrutenschule bis zum Abverdienen des Leutnantsgrades dauert.

4. Man kann auch daran denken, bestimmte Funktionen, die sowohl hohe technische Fähigkeiten als auch sozusagen dauerndes Training erfordern, kleinen *Grüppchen von Berufsleuten* zu übertragen, die den Kern einzelner Einheiten bilden würden. Zu gegebener Zeit würden die «Milizler» die Bestände ergänzen. In der Praxis gibt es dieses Nebeneinander schon heute in gewissen Einheiten, so zum Beispiel jenen des Flieger- und Fliegerabwehrparks.

5. In den Fällen schliesslich, in denen die Einsatzfähigkeit durch Milizeinheiten nicht mehr seriös sicherzustellen wäre, könnten wir auf eine beschränkte Anzahl *Einheiten mit Berufspersonal* zurückgreifen. Indessen scheint mir, dass die Gründe für eine solche Lösung eher im Erfordernis *ständiger* Bereitschaft bestimmter Systeme liegen, als im technischen Bereich.

Am Schluss meiner Darlegungen möchte ich das Problem so zusammenfassen:

– Die entscheidende Frage ist, den Umfang des finanziellen Rahmens zu kennen, der der Armee für ihre Bewaffnung und Ausrüstung zur Verfügung gestellt wird. Die Frage ist also politischer Natur.

– Bei der Wahl der zu beschaffenden Mittel werden wir den Grundsatz der Schwergewichtsbildung beachten und die Zersplitterung der Gelder vermeiden müssen.

– Gestützt auf die voraussehbare Entwicklung wird die Beherrschung der Waffentechnologie nicht so sehr von den Fähigkeiten des Milizsoldaten abhängen als von der Verfügbarkeit genügender Ausbildungsmittel (Instruktoren, Lehrmittel, Übungs- und Schiessplätze); gerade hier könnte für uns der Stein des Anstosses liegen.

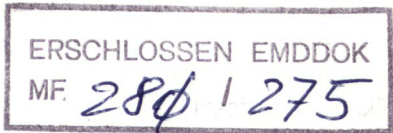
– Anpassungen des Milizsystems in seiner heutigen Form können sich in gewissen Bereichen als notwendig erweisen (Verlängerung der Dauer bestimmter Ausbildungsperioden; Erhöhung des Anteils an Berufspersonal).

– Unter der Annahme, dass die strategische Lage es rechtfertigen und die wirtschaftliche sowie soziale Situation es ermöglichen würde, kann man eine allgemeine Erhöhung der Dienstleistungspflicht nicht absolut ausschliessen.

– Diese bedeutsame Frage darf uns nicht vergessen lassen, dass die Kraft und die Wirkung unserer Armee auch inskünftig in allererster Linie von ihrer Motivation, ihrer Disziplin und der physischen wie psychischen Widerstandskraft ihrer Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten abhängen wird.

Finanzbasis, Finanzbedarf der Armee bis zum Jahr 2000 und Finanzierungsmethoden

Ständerat Prof. Dr. Riccardo Jagmetti



Das International Institute for Strategic Studies legte im Oktober 1984 in einer Studie dar, dass die wirtschaftlichen Belastungen das allgemeine Rüstungstempo weltweit verlangsamt hätten und vermutlich in den kommenden Jahren weiter einen bremsenden Einfluss darauf ausüben würden. Daraus dürfen wir nicht ableiten, die Bedrohung werde zurückgehen und wir könnten unsere eigenen Anstrengungen abbauen. Aber wir erkennen doch, dass der Rüstung nicht nur in unserm Land wirtschaftliche Grenzen gesetzt sind und dass die Schweiz nicht als einziger Staat mit dem Problem konfrontiert ist, das hier aus der Sicht des Politikers dargelegt sei. Von Bedeutung sind dabei in unserm demokratischen Staatswesen nicht nur die Entscheidungsinhalte, sondern auch die Entscheidungsabläufe, die vorweg kurz erläutert seien.

Die Entscheidungsabläufe

Die *Planung* als vorausschauende Betrachtung und als Vorbereitung der Entscheide ist Sache der Exekutive und erfolgt durch verschiedene Stellen des Eidgenössischen Militärdepartements im wesentlichen in zwei Stufen. Die *Grundlagenplanung* findet ihren Ausdruck im Armeeleitbild, in Konzeptionsstudien und in den Ausbausritten. Die *Vollzugsplanung* mit der Sachplanung und der Finanzplanung führt zu den Richtlinien der Regierungspolitik mit dem Legislaturfinanzplan, zu den Rüstungsprogrammen und Baubotschaften, zum jährlichen Voranschlag sowie zu Revisionen der Truppenordnung.

Planung EMD.

Gruppen	Chef EMD / Bundesrat
Grundlagenplanung GGST Rüstungsplanung GRD Forschungsplanung GRD	Armee-Leitbild → Konzeptionsstudien Ausbausritte
Vollzugsplanung Sachplanung GGST Rüstung GRD Ausbildung GA Bauten GGST Heeresorganisation GGST	Richtlinien der Regierungspolitik mit Legislaturfinanzplan → Rüstungsprogramme Baubotschaften
Finanzplanung Investitionen GGST laufende Ausgaben DMV	Voranschlag Änderungen Truppenordnung

In einer Untersuchung zuhanden der Verwaltung werden die nachfolgenden Schritte als Ausführungsent-scheide bezeichnet. Das mag vom Standpunkt der pla-nenden Stellen aus verständlich sein, entspricht aber nicht der Vorstellung, die sich die *zum Entscheid aufge-rufenen politischen Behörden* von ihrer Aufgabe ma-chen. Bundesrat und Bundesversammlung haben in der Tat nicht einfach Planungsvorgaben auszuführen, son-dern die Verantwortung für die Entwicklung der Armee zu übernehmen. Den Rahmen dazu bilden Verfassung und Gesetz (Militärorganisation). Grundlegende Ände-rungen, die bis zur Neuumschreibung der Wehrpflicht oder zur Festlegung einer andern Ausbildungsdauer rei-chen würden, hätten Anpassungen dieser Rechts-grundlagen zur Voraussetzung und wären im demokrati-schen Verfahren zu beschliessen.

Zu Beginn jeder vierjährigen Legislatur legt der Bun-desrat die *Richtlinien der Regierungspolitik* fest. Im ent-sprechenden Bericht für die Jahre 1984–1987 sind das schon 1982 publizierte neue Armeeleitbild und der Ausbausritt für die laufende vierjährige Periode um-schrieben worden. Begleitet wird dieser Bericht vom *Legislaturfinanzplan* mit der Gliederung der Aufwendun-gen für die militärische Landesverteidigung in allgemei-ne Verwaltung, Ausbildung und materielle Kriegsbereit-

Aufgaben der Bundesversammlung

ausserhalb der Rechtsetzung auf Verfassungs- und Gesetzes-stufe.

Kenntnisnahme:

Armee-Leitbild	längerfristig
Ausbausritt	für die Legislatur (alle 4 Jahre)
Finanzplan (Gliederung: allg. Ver-waltung, Ausbildung, mat. Kriegs-bereitschaft)	für die Legislatur (alle 4 Jahre)

Beschlussfassung:

Verpflichtungskredite

mit besonderen Vorlagen:

– Rüstungsprogramm	jährlich
– Baubeschluss	jährlich
– andere	nach Bedarf

mit dem Voranschlag:

– Pers. Ausrüstung und Erneue-rungsbedarf (AEB)	jährlich
– Forschungs-, Entwicklungs- und Versuchsprogramm (FEVP)	jährlich
– andere	nach Bedarf

Zahlungskredite im Voranschlag

jährlich

Änderungen TO (teilweise an Bun-desrat delegiert)

bei Bedarf

schaft. Die Bundesversammlung nimmt von diesen Berichten lediglich Kenntnis, freilich im Rahmen einer ausgedehnten Debatte und mit der Möglichkeit, Motionen mit Aufträgen an den Bundesrat zu beschliessen.

Eigentliche Entscheide trifft das Parlament jährlich mit den Verpflichtungskrediten für *Rüstungsvorhaben* und für *Bauten*. In diesem Rahmen ist der Beschluss über die Beschaffung neuer Panzer gefasst worden. Der Kredit von 3365 Millionen Franken wird zu Zahlungen während rund zehn Jahren führen. Diese Zahlungskredite finden Eingang in den jährlichen *Voranschlag*. Mit der Bewilligung des Verpflichtungskredites ist die Beschaffung von 380 Panzern (wovon 345 durch Lizenzproduktion) beschlossen worden; mit der Erhöhung des Zahlungskredites im Voranschlag 1985 um 300 Millionen Franken hat die Bundesversammlung den Weg freigegeben für die Erhöhung der Beschaffungskadenz.

Auf den ersten Blick mag es widersinnig scheinen, dass das Parlament vom Armeeleitbild und von den Ausbauschritten mit Einschluss des Finanzplanes lediglich Kenntnis nimmt, über die konkreten Vorhaben aber durch Bewilligung von Verpflichtungskrediten und durch die Festsetzung der jährlichen Ausgaben mit dem Voranschlag Beschluss fasst. Die Erfahrung zeigt indessen hier wie andernorts, dass auch eine nur mittelfristige Planung kurzfristige Anpassungen bedingt. Soll die Bundesversammlung über das beschliessen, was wirklich zu geschehen hat, muss sie in der heutigen Form am Entscheidungsprozess beteiligt bleiben. Dass sie zu den Anträgen des Bundesrates nicht einfach ja oder nein sagen, sondern die Beschlüsse mitgestalten kann, hat sich im Zusammenhang mit der Panzerbeschaffung deutlich gezeigt.

Die Einordnung der Verpflichtungskredite in den Entscheidungsvorgang macht die Problematik des *Rüstungsreferendums* deutlich, das mit einer Volksinitiative beantragt wird. Es würde das Rüstungsprogramm und die Baubotschaft erfassen, wie sie jedes Jahr dem Parlament vorgelegt werden. Das Armeeleitbild und die Ausbauschritte würden weiterhin keiner direkt-demokratischen Beschlussfassung unterliegen, wohl aber die Entscheide über einzelne Vorhaben zu ihrer Verwirklichung. Über diese zu befinden ist sinnvoll für das Parlament, das sich zuvor über die Grundsätze aussprechen konnte und damit aus einer Gesamtsicht heraus handeln kann, nicht aber für den Bürger, der sich nur zum isolierten Vorhaben äussern könnte. So wertvoll das Finanzreferendum in Kantonen und Gemeinden ist, wo es sich vor allem auf Bauten bezieht und dem Bürger ermöglicht, zur Gestaltung der Umwelt und der öffentlichen Dienste Stellung zu nehmen, so problematisch wird es, wo die Realisierung eines Konzeptes zur Diskussion steht, von dem jeweils nur ein Segment der Volksentscheidung unterstellt würde, ohne dass die Bürger jene Gestaltungsmöglichkeit hätten, die dem Parlament zusteht.

Der Finanzbedarf

Welches Staatsorgan auch immer Beschluss fasst, es kann seine finanziellen Entscheide zur Verteidigungspolitik nicht losgelöst vom Zusammenhang treffen, sondern muss sich auf die Ziele ausrichten, die es zu erreichen gilt. Diese ergeben sich aus der schweizerischen *Sicherheits-*

politik, die ausgerichtet sein muss auf die friedliche Ordnung der internationalen Beziehungen unter Achtung der Menschenrechte, auf Erhaltung der Unabhängigkeit unseres Landes in politischer und wirtschaftlicher Beziehung sowie unserer Neutralität, auf die Gewährleistung der Versorgung, auf die Wahrung der innerstaatlichen Stabilität und auf die Verteidigung der in unserm Staat verwirklichten Werte. Der Armee fällt dabei nach der *Konzeption der Gesamtverteidigung* von 1973 – vereinfacht ausgedrückt – die Aufgabe zu,

- den Frieden zu sichern und einen potentiellen Gegner erkennen zu lassen, dass wir den Willen und die Fähigkeit haben, bei einem Angriff auf unser Land den Kampf sofort aufzunehmen und auch durchzuhalten,
- den Neutralitätsschutz sicherzustellen und
- im Verteidigungsfall das Staatsgebiet von der Grenze weg zu verteidigen, dem Gegner das Erreichen seiner operativen Ziele zu verwehren und mindestens einen Teil unseres Landes unter schweizerischer Hoheit zu bewahren.

Das *Armeeleitbild* von 1982, umschrieben auch in den Richtlinien der Regierungspolitik von 1984, zeigt – wiederum in Vereinfachung dargestellt –, dass

- die raschere Verfügbarkeit und Kampfbereitschaft mindestens eines Teiles der Verbände nötig ist,
- die Ausbildung neuen Kampfformen angepasst werden muss und
- die materielle Kriegsbereitschaft nach den Erfordernissen der Zeit weiterzuentwickeln ist.

Daraus ergeben sich aus heutiger Sicht für die Entwicklung bis etwa zum Jahr 2000 folgende hauptsächliche *Rüstungsvorhaben*:

- neue Kampfpanzer, deren Beschaffung im Dezember 1984 beschlossen worden ist,
- die Panzerabwehr auf Regimentsstufe, für die 1986 mit einem Antrag zu rechnen ist, und später die Beschaffung von Panzerabwehr-Helikoptern,
- Verbesserungen bei der Artillerie im Sinne der Erhöhung von Feuerkraft und Reichweite, auch bei der Festungsartillerie,
- die Kampfwertsteigerung heutiger Flugzeuge, der Ersatz des Hunters in den neunziger Jahren und die Beschaffung von Transport-Helikoptern,
- die Verbesserung der Flab durch neue Waffen und der noch in der laufenden Legislatur zu beschliessende Tief-flieger-Radar,
- der Ausbau des Übermittlungssystems durch den SE 225 und das Integrierte Militärische Fernmelde-System (IMFS 90), für das im Rüstungsprogramm 1984 eine erste Komponente enthalten ist, sowie
- eine Reihe von Verbesserungen, unter denen die schon beschlossene Beschaffung des neuen Sturmgewehres und der verstärkte Schutz des Wehrmannes besonders hervorgehoben seien.

Ob die Durchführung in dieser Weise erfolgen wird, ist ebenso offen wie meine eigene Stellungnahme zu den Beschaffungsanträgen, denn die endgültige Beurteilung kann nur bei den konkreten Vorhaben unter Berücksichtigung des dannzumaligen Umfeldes erfolgen. Ungewiss ist auch der finanzielle Aufwand, der sich bei gewissen Projekten schon deshalb schwer abschätzen lässt, weil die betreffenden Waffensysteme oder Geräte technisch noch gar nicht fertig entwickelt sind.

Die *Kostenentwicklung* bereitet uns Sorgen unter zwei Gesichtspunkten. Erstens erfordert der Ersatz heutiger

Waffensysteme einen erheblich höheren Aufwand als die seinerzeitige Anschaffung. Die erste Serie Centurion (Pz 55) wurde 1956/57 geliefert zu 494 000 Franken pro Stück. Diese Panzer sollen in den nächsten Jahren ersetzt werden durch den Leopard 2, der (ohne die sogenannte Peripherie und die Warenumsatzsteuer) 5,3 Millionen Franken pro Stück kosten wird. Der Preissteigerung auf den knapp elffachen Betrag steht eine Erhöhung der Konsumentenpreise auf etwas weniger als den dreifachen und des Bruttosozialproduktes auf den siebenfachen Betrag gegenüber. Diese Bezugsgrößen zeigen, dass wir die Preisentwicklung nicht isoliert betrachten dürfen, sondern die Teuerung mitberücksichtigen müssen und dem Wirtschaftswachstum Rechnung tragen können. Die finanziellen Probleme, die sich bei der Erneuerung unserer Flugzeugflotte stellen werden, lösen wir freilich auch mit solchen Vergleichen nicht, weil hier der Verteuerungsfaktor grösser sein wird als beim Panzer. Der zweite Grund für die Kostensteigerung ist der Umstand, dass zusätzliches Material beschafft werden muss, wofür die Helikopter als Beispiel genannt seien. Daraus ergibt sich eine weitere Mehrbelastung. Zahlen für die genaue Entwicklung der Rüstungsaufwendungen in den nächsten fünfzehn Jahren anzugeben, wäre nicht sinnvoll. Wir haben 1984 beim Beschluss über die Panzerbeschaffung erlebt, wie ein Vorhaben mit rund 22 Prozent weniger Mitteln durchgeführt werden soll, als ursprünglich geplant war (dank der Reduktion des Beschaffungsumfanges, einer geringeren als der angenommenen Teuerung, bereinigten Offerten, einem andern Wechselkurs usw.). Das zeigt, dass heutige Prospektivzahlen nicht einfach als Werte eingesetzt werden können, mit denen definitiv gerechnet werden muss. Dass der Bundesrat selbst dem Parlament ziffernmässige Angaben nur auf vier Jahre hinaus macht, hat seinen guten Grund.

Zunehmende Kosten verursacht aber nicht nur die Rüstungsbeschaffung. Auch der *Betrieb* und der *Unterhalt* sind infolge der erhöhten sogenannten Technizität aufwendiger geworden. Damit verbunden sind erweiterte Infrastrukturen und gesteigerte fachliche Anforderungen an das Personal.

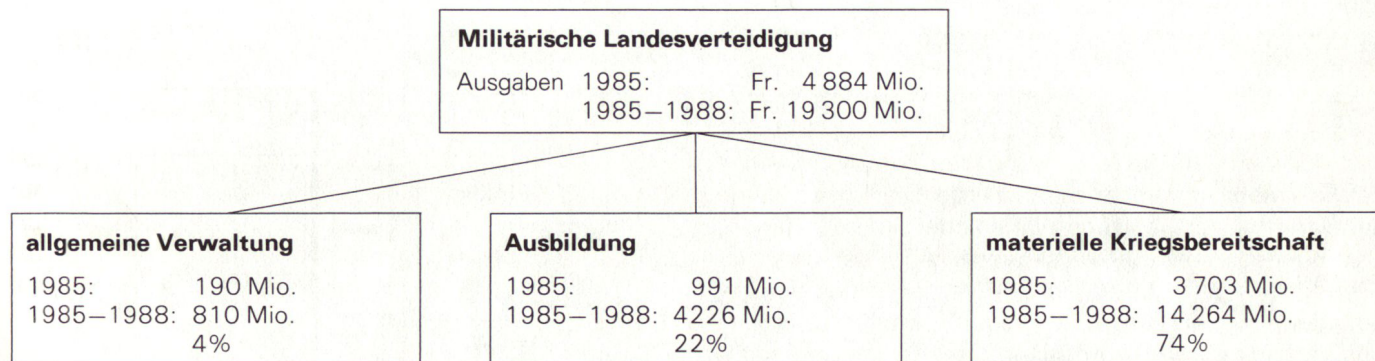
Die verfügbaren Mittel

Die Schwierigkeit liegt hier wie anderswo natürlich nicht in der Aufzählung der Bedürfnisse und in der Addition der damit verbundenen Kosten, sondern in der *Dekung der Aufwendungen*. Die Darstellung der damit zusammenhängenden Probleme muss auf der heutigen Lage beruhen, an die sich Hinweise auf die Entwicklung anschliessen haben, wobei auch hier für die weitere Zukunft nur Tendenzen angegeben werden können.

Die *Ausgaben für die militärische Landesverteidigung*, die nicht identisch sind mit den Ausgaben des EMD, betrugen in der Staatsrechnung 1983 4081 Millionen Franken und hätten nach Finanzplan und Haushaltsperspektiven jährlich um 4 bis 8 Prozent ansteigen sollen, um 1988 den Betrag von 5153 Millionen Franken zu erreichen. Wegen der Panzerbeschaffung in rascherer Kadenz mit einer Zahlungsspitze 1985 werden sie sich zunächst rasch erhöhen, sollen aber infolge der Kompensation 1988 den reduzierten Betrag von 4953 Millionen Franken erreichen. Sie verteilen sich in gerundeten Zahlen zu 4 Prozent auf die allgemeine Verwaltung, zu 22 Prozent auf die Ausbildung und zu 74 Prozent auf die materielle Kriegsbereitschaft. Diese Aufteilung der Ausgaben ist der Ausdruck unseres Milizsystems. Viele administrative Arbeiten werden bekanntlich ausserhalb der Verwaltung durch Kommandanten und Dienstchefs besorgt, und auch bei der Ausbildung kommen wir mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln aus. Dank diesem Einsatz der Bürger bleibt ein Anteil von fast drei Vierteln für die materielle Kriegsbereitschaft.

Der Bund führt seine Rechnung nicht nach einem Modell, das zwischen *laufenden Ausgaben und Investitionen* unterscheidet. Immerhin findet sich diese Gliederung neuerdings für die Ausgaben des Eidgenössischen Militärdepartements in der Staatsrechnung und im Voranschlag. Auch bei dieser Betrachtungsweise zeigt sich der Einfluss des Milizsystems, das einen im Vergleich zu andern Armeen erstaunlich hohen Anteil an Investitionen ermöglicht, übersteigen diese doch die laufenden Ausgaben. Der Bundesrat will in seiner Planung diese Ten-

Ausgaben für die militärische Landesverteidigung.



Die Ausgaben für die militärische Landesverteidigung umfassen:

- die Ausgaben des EMD (ohne die Rüstungsbetriebe, die ihre Leistungen dem EMD fakturieren)
- vermehrt um die Ausgaben anderer Bundesstellen (EDMZ, AFB usw.) für das EMD,
- verringert um die Ausgaben der Landestopographie und der Pulververwaltung.

Die Angaben beruhen

- für 1985 auf dem Voranschlag
- für 1986/87 auf dem Finanzplan
- für 1988 auf den Haushaltsperspektiven mit den Korrekturen, die sich aus dem Beschluss über die Panzerbeschaffung in rascher Kadenz ergeben.

Laufende Ausgaben und Investitionen.

Ausgaben EMD	
Planung 1985–1988:	Fr. 17 888 Mio.
Voranschlag 1985:	Fr. 4 609 Mio.

laufende Ausgaben	Investitionen
Planung 1985–88:	Planung 1985–88:
Fr. 8630 Mio.	Fr. 9258 Mio.
Anteil: 48%	Anteil: 52%
Voranschlag 1985	Voranschlag 1985
– Personalausgaben	– Bauten Fr. 326 Mio.
Fr. 920 Mio.	– Rüstung Fr. 1431,5 Mio.
– Sachausgaben	– AEB* Fr. 386,5 Mio.
Fr. 1100 Mio.	– FEVP* Fr. 145 Mio.
Total Fr. 2020 Mio.	Fr. 2289 Mio.
	Zusatz Rüstung (Pz)
	Fr. 300 Mio.
	Total Fr. 2589 Mio.

* Abkürzungen gemäss Grafik «Aufgaben der Bundesversammlung».

denz noch verstärken, soll doch die jährliche Steigerung der laufenden Ausgaben auf 4 Prozent beschränkt bleiben, während jene der Investitionen 6 Prozent betragen soll. Auch hier werden wegen der rascheren Panzerbeschaffung stärkere Schwankungen auftreten, doch interessiert in diesem Zusammenhang der längerfristige Trend. Damit lassen sich die Rüstungsprogramme auch für die folgende Legislatur im wesentlichen im vorgesehenen Umfang finanzieren. Freilich fehlt in der laufenden Legislatur der Panzerabwehr-Helikopter. Darüber hinaus wird vor allem die Erneuerung der Flugwaffe in den neunziger Jahren grössere Probleme aufgeben.

So liegt es zunächst nahe, nach *neuen Finanzierungs-methoden* zu suchen, um mit den verfügbaren Mitteln ein besseres Resultat zu erzielen. Im Rahmen der Diskussion um die Panzerbeschaffung sind entsprechende Vorschläge, die zuvor schon intern erörtert worden waren, der Öffentlichkeit unterbreitet worden. Die Grundidee lag darin, bei grossen Vorhaben die Beschaffung beschleunigt und in Überschreitung des jährlich verfügbaren Betrages unter Inkaufnahme einer Verschuldung durchzuführen. Damit können teuerungsbedingte Preissteigerungen verringert werden, was in Zeiten starker Inflation den Aufwand für die Verzinsung des aufzunehmenden Kapitals mehr als kompensieren würde. Die Truppe würde dabei früher über die neuen Waffen oder Geräte verfügen. Die Bundesversammlung ist dieser Argumentation im Grundgehalt gefolgt und hat eine Verdoppelung der Lieferkaden für den Panzer beschlossen und dafür eine in den Jahren bis 1989 zu kompensierende Zahlungsspitze in Kauf genommen. Der Vorgang lässt sich über die Bundesresorierie abwickeln. Eine Wehranleihe braucht es dazu nicht. Sie wäre ohnehin nur dann sinnvoll, wenn kurzfristig besondere Investitionen erforderlich wären. Das aber trifft gerade nicht zu. Der Bedarf ist langfristig vorhanden, und der geschilderte Weg eignet sich nur für einzelne Grossvorhaben im Rahmen eines im übrigen kontinuierlichen Bedarfs. Wunder darf man davon nicht

Staatsquote.

Ausgaben der öffentlichen Hand in % des Bruttosozialproduktes.

	1960	1982			
	Total	Bund	Kantone	Ge-meinden	Total
öffentliche Verwaltungen	16,9	9,4	9,2	7,9	26,5
Anstalten, Betriebe, Sozialversicherungen	10,5	11,0	1,3	0,8	13,1
Total	27,4	20,4	10,5	8,7	39,6

erwarten, und so sind solche Überlegungen durchaus sinnvolle Beiträge, sie lösen für sich allein das Problem der Rüstungsfinanzierung aber nicht.

Einer allgemeinen, über das vorgesehene Mass hinausgehenden Erhöhung der Militärausgaben vor allem bei den Investitionen sind staats- und finanzpolitische Grenzen gesetzt. Die *Staatsquote*, also der Anteil des Bruttosozialproduktes, den die öffentliche Hand (mit Einschluss der Betriebe und der Sozialversicherungen) für ihre Ausgaben beansprucht, ist von 1960 bis 1982 von 27,4 Prozent auf 39,6 Prozent gestiegen. Bund, Kantone und Gemeinden zusammen müssen ihr Ausgabenwachstum in Grenzen halten. Dieses sollte real nicht stärker steigen, als es dem Wirtschaftswachstum entspricht, nachdem wir schon an der 40-Prozent-Schwelle stehen. Auch der Staat kann nicht über seine Verhältnisse leben, wenn nicht schwerwiegende Nachteile für die ganze Volkswirtschaft und damit für die Bevölkerung entstehen sollen.

Aufteilung der Ausgaben des Bundes.

%	1960	1983	%
13,7	Finanzen	Finanzen	12,5
12,7	andere	andere	12,7
13,3	Landw	Landw	8,2
		U + F	8,4
4,4	U + F	Vrk + Energ	15,6
6,1	Vrk + Energ		
12,5	Soz	Soz	21,3
37,3 (= 2,6% BSP)	Verteidigung	Verteidigung	21,3 (= 2,0% BSP)

Bei gegebenem Gesamtaufwand liesse sich eine veränderte *Aufteilung der Staatsausgaben* denken. Hier hat sich auf Bundesebene seit dem Jahr 1960, das wieder als Ausgangspunkt gewählt sei, eine starke Verlagerung vollzogen. Betrug die Verteidigungsausgaben damals 37,3 Prozent, so erreichten sie 1983 noch 21,3 Prozent der Ausgaben des Bundes. Die Aufwendungen für die Sozialpolitik, für Verkehr und Energie sowie für Unterricht und Forschung haben wesentlich stärker zugenommen als jene für die Verteidigung. Das hat dazu geführt, dass trotz steigender Staatsquote der Anteil des Bruttosozialproduktes, der für die Verteidigung aufgewendet wird, von 2,6 Prozent im Jahre 1960 auf 2 Prozent im Jahre 1983 gesunken ist und einen tieferen Wert als in allen westlichen Staaten ausser Österreich erreicht. Unser Bruttosozialprodukt freilich ist recht gross und übersteigt jenes der andern Industrienationen, so dass unsere Verteidigungsaufwendungen trotz niederem Anteil am Bruttosozialprodukt nicht gering sind. Ausserdem sind bei solchen Vergleichen die schon erwähnten positiven Einwirkungen des Milizsystems auf die Kostenstruktur zu beachten, die relativ viel Raum für Investitionen zugunsten der materiellen Kriegsbereitschaft lassen.

Die heutige Aufteilung der Bundesausgaben ist nicht das Ergebnis einer zufälligen Entwicklung, sondern Ausdruck des *Staatsverständnisses* und des erreichten nationalen Gleichgewichtszustandes. Das Gemeinwesen ist nicht mehr einfach die Organisation, die das gesellschaftliche Zusammenleben nach den Grundvorstellungen der Gerechtigkeit zu ordnen hat und das es zu erhalten gilt. Es erbringt eine grosse Zahl von Leistungen, die für den Bürger von wesentlicher Bedeutung sind. Dass die Aufteilung der Ausgaben genau so bleiben muss, wie sie heute ist, folgt daraus keineswegs zwingend. Veränderte Verhältnisse werden selbstverständlich zu Anpassungen führen. Aber wir müssen uns vergegenwärtigen, dass Bemühungen in den drei Bereichen, die in den letzten 25 Jahren ein besonders starkes Ausgabenwachstum aufwiesen, nämlich Sozialpolitik, Verkehr und Energie sowie Unterricht und Forschung zu bedeutenden Anliegen unserer schweizerischen Gemeinschaft gehören. Die *Militärausgaben* dürfen deswegen nicht vernachlässigt werden, und eine ihrer Aufgabe gewachsene Landesverteidigung wird, wie wir immer wieder feststellen können, vom nationalen Konsens getragen. Der Anteil der Aufwendungen für die Landesverteidigung an den Gesamtausgaben des Bundes und am Bruttosozialprodukt hat meines Erachtens die untere Grenze erreicht und darf nicht weiter reduziert werden. Die prozentuale Aufteilung ist indessen nicht die einzig massgebende Grösse. Letztlich entscheidend ist vielmehr, was in absoluten Zahlen für die Armee zur Verfügung steht. Die entsprechenden Aufwendungen sind denn auch real gestiegen und sind Ausdruck des Willens, unsere Kriegsbereitschaft den Erfordernissen der Zeit anzupassen.

Umgestaltung oder Weiterentwicklung?

Zwei Ansatzpunkte also sind es, von denen wir auszugehen haben und von denen weder der eine noch der andere vernachlässigt werden darf. Wir brauchen zum Schutz unserer Neutralität und zur Aufrechterhaltung unserer staatlichen Unabhängigkeit und damit unseres Selbstbestimmungsrechts eine *Armee*, die so ausgebildet

und ausgerüstet ist, dass sie mit Erfolg einer Bedrohung entgegentreten kann. Die *Mittel* aber sind begrenzt, denn einerseits darf die Staatsquote nicht beliebig erhöht werden, und andererseits ist die Aufteilung der Bundesausgaben auf die einzelnen Staatszwecke Ausdruck des nationalen Einverständnisses, das zur innerstaatlichen Stabilität wesentlich beiträgt. Wenn die Aufteilung auch nicht starr ist, bleibt sie doch in ihrem Grundgehalt wegleitend, es wäre denn, die Lage würde sich wesentlich ändern. So kann mit einer Ausweitung der Militärausgaben gerechnet werden, die aber unter Vorbehalt ausserordentlicher Umstände den Rahmen nicht übersteigen sollte, der durch die Teuerung und — jedenfalls längerfristig — durch das reale Wirtschaftswachstum bestimmt wird. Die Planung des Bundesrates mit der Ausgabensteigerung von 4 Prozent bei den laufenden Aufwendungen und von 6 Prozent bei den Investitionen trägt diesen Überlegungen Rechnung. — Die *Synthese* beider Ansätze ist keineswegs einfach. Die Lösung des Problems aber ist uns aufgegeben und wird uns in den kommenden Jahren stark beschäftigen.

Es fehlt nicht an Antworten, nach denen eine Lösung nur in der grundlegenden *Veränderung der Struktur unserer Armee* gefunden werden kann. Verbunden damit wird der Vorschlag, von der Grossarmee zur Kleinarmee zu wechseln und die finanziellen Mittel für die Ausstattung von wenigen hochgerüsteten Verbänden einzusetzen. Wer an eine solche Lösung denkt, möge nicht vergessen, dass wir dann den dreidimensionalen Kampf nicht mehr mit der gleichen Dichte wie heute führen könnten. Vor allem aber dürfen wir die heutigen Rüstaufwendungen nicht als isolierte Grösse betrachten, die man auf eine hochgerüstete Armee mit stark reduzierten Beständen konzentrieren könnte. Das kleine Heer mit der permanenten Kampfbereitschaft und der berufsmässigen Schulung in der Handhabung eines äusserst anspruchsvollen Materials im logistischen Bereich ist keine Milizarmee mehr. Wenn wir aber eine Berufsarmee von auch nur 40 000 Mann schaffen wollen, haben wir dafür, gemessen an den entsprechenden Aufwendungen der SBB und der PTT-Betriebe, für Personalausgaben allein 2500 Millionen Franken im Jahr aufzuwenden. Die Rechnung müsste also ganz gemacht und in Beziehung zu den militärischen Vor- und Nachteilen gesetzt werden, aber auch zu unserm Staatsverständnis als Gemeinschaft von Menschen, die sich nicht einfach von einer kleinen Gruppe schützen lassen wollen, sondern die Verantwortung für die Erhaltung des Staates bei einer Bedrohung seiner Existenz gemeinsam aktiv zu tragen wünschen.

Die Lösung sehe ich daher nicht in einer völligen Abkehr von der heutigen Konzeption, sondern in der *Weiterentwicklung unserer Armee* nach bisherigen Vorstellungen. Um die begrenzten Mittel zielgerecht einzusetzen, sind dabei allerdings die *Prioritäten* noch deutlicher zu setzen als bisher. Erstens ist die Aufteilung der Mittel auf Administration, Ausbildung und Ausrüstung noch stärker auf die Ausbildung und die Ausrüstung zu konzentrieren. Die Aufstellung mit bloss 4 Prozent der Aufwendungen für die Verwaltung gibt insofern ein falsches Bild, als auch die Bereiche Ausbildung und materielle Kriegsbereitschaft administrative Aufwendungen enthalten, die zu komprimieren sind. Zweitens müssen wir wie bisher die Anstrengungen hauptsächlich auf den Kriegseinsatz ausrichten und die Mittel nicht für den reinen Neutralitäts-

schutz verwenden. Wir sind völkerrechtlich zum Schutz unserer Neutralität verpflichtet, sichern diese aber wohl am besten durch Dissuasion mit einer starken Armee, die im Kriegseinsatz einem Gegner wirkungsvoll entgegenreten könnte. Das gilt auch für die Flugwaffe und die Fliegerabwehr. Drittens müssen wir ein vernünftiges Verhältnis der Verteidigungsanstrengungen für Mittelland, Alpenraum und Luftraum finden. Ich habe Verständnis für die Bemühungen zur Erneuerung der Abwehrmittel im Mittelland und im Luftraum, doch dürfen wir im Zeitalter der Umfassung aus der Luft die Probleme des Alpenraumes nicht unterschätzen. Viertens gilt es, ein vernünftiges Verhältnis zwischen den Mitteln für die Kampfausrüstung und für die Infrastruktur zu finden. Die Infrastrukturbedürfnisse haben sich stark ausgeweitet und zu grossen Aufwendungen Anlass gegeben. Vergessen wir aber

nicht, dass primär der Kampfauftrag zu erfüllen ist. In diesem Zusammenhang mahnt es zur Besinnung, dass in der Baubotschaft 1984 lediglich 8 Prozent der Mittel für Anlagen vorgesehen sind, aus denen man schiessen kann. Ich anerkenne gern, dass erhebliche Beträge für andere nötige Kampf- und Führungsbauten im Gesamtkredit enthalten sind. Aber wir müssen lernen, weniger anspruchsvoll zu sein, um die Kräfte auf jene Anlagen zu konzentrieren, die unserer Abwehr unmittelbar dienen.

Nur wenn wir die Prioritäten streng beachten, wird es uns gelingen, mit den im Rahmen unserer Volkswirtschaft bereitstellbaren Mitteln die Armee weiterhin so auszustatten, dass sie ihren Auftrag voll erfüllen kann. Dann wird es aber auch möglich sein, den Weg der Weiterentwicklung zu beschreiten und die Probleme im überblickbaren Zeitraum zu bewältigen.

Dissuasion heute und morgen – ein persönlicher Exkurs

Divisionär Gustav Däniker, Stabschef operative Schulung

ERSCHLOSSEN EMDDOK
MF 280 / 281

1. Was heisst Dissuasion?

Dissuasion kommt vom lateinischen Wort «dissuadere»; es heisst «abratens», «déconseiller». In der Strategie rät man dem potentiellen Gegner von einem Angriff ab und liefert ihm zugleich die Argumente für seinen Verzicht: Er würde nämlich im Vergleich zu den allenfalls erreichbaren Vorteilen ein Übermass an Nachteilen in Kauf nehmen müssen: Überdimensionierte Verluste an Menschen, Material, Zeit und Geld. Dazu eine Einbusse an Prestige.

Man droht also nicht mit einer brutalen Bestrafung wie in der Atomstrategie, die auf der Fähigkeit zur Vergeltung und Vernichtung von Bevölkerungszentren und Ressourcen beruht.

Vergeltungsstrategie gehört eindeutig der obersten strategischen Ebene, der Ebene der Nuklearwaffen, an; Dissuasion, Abhaltestrategie gehört in den herkömmlichen, konventionellen Bereich. Man dämpft die Siegeshoffnung des Gegners. Sein Kosten/Nutzen-Kalkül soll negativ ausgehen.

Das alles ist aus unseren Vorschriften bekannt und hat trotz kritischeren Beurteilungen unserer Geschichte in letzter Zeit immer noch seine gültige historische Abstützung. Man hofft und glaubt, dass sich diese augenscheinlich erfolgreiche Strategie des Kleinstaates auch in die Zukunft hinein extrapolieren lasse. Der Sinn unserer ständigen Wehranstrengungen leitet sich jedenfalls nach wie vor in erster Linie davon ab.

2. Wie produziert man Dissuasion?

Wie man Dissuasion produziert, scheint demnach ebenfalls geläufig. Wir gehen davon aus, dass jeder potentielle Gegner wahrnimmt, dass unser Wehrwille weiterhin intakt, unser Milizheer zahlenmässig stark, gut ausgerüstet und ausgebildet ist und unsere Gesamtverteidigung ein sicheres Auffangnetz für alle atomaren und nichtmilitärischen Bedrohungen darstellt. Infolgedessen könne man sich auch in Zukunft getrost auf das Allheilmittel Dissuasionsstrategie verlassen.

Dieses Gedankengebäude ist in der Tat bestechend einfach. Wir wissen, dass es in allen Generalstäben Instanzen gibt, die von Amtes wegen solche Beurteilungen und Gegenüberstellungen machen müssen. Die – legalen und die illegalen – Nachrichtenapparate melden ihren Hauptstädten und Hauptquartieren unter anderem die Faktoren, welche den strategischen Stellenwert selbst eines kleinen Landes bestimmen. Aber *wie funktioniert Dissuasion in der Praxis?*

Einzelberichte, so gut sie auch heute elektronisch gespeichert, ständig aufdatiert und zeitverzugslos prä-

sentiert werden können, woran wir vermehrt denken sollten, ersetzen jedoch nicht die Arbeit des Analytikers und noch weniger den Entscheid der Handelnden, das heisst derjenigen, die mit politischer und militärischer Führung betraut sind.

Die «*dissuasive Botschaft*», die wir zum Beispiel mit unserem militärischen Tun aussenden, hat ihre volle Wirkung also erst dann erreicht, wenn es uns gelingt, sie über alle Zwischenstufen hinweg in unserem Sinne in das Bewusstsein jener zu bringen, die über einen «Fall Schweiz» – heute planerisch, morgen vielleicht exekutiv – zu entscheiden haben werden.

Wer sind sie? Spitzenpolitiker gewiss, aber welche? Auf welcher Stufe? Was beeindruckt sie? Militärs sicher, aber in welcher Stellung? Aufgrund welcher Unterlagen entscheiden sie? Kennen sie die Berichte über unser Heer? Glauben sie sie? Was sind ihre persönlichen Eindrücke?

Schon diese paar Fragen, die sich beliebig erweitern liessen, zeigen, dass zwischen der Dissuasion einerseits und der *Perzeption* (Wahrnehmung und Beurteilung der Botschaften) andererseits eine breite Grauzone klafft, über die wir nie völlige Klarheit haben werden, selbst wenn wir alle uns zur Verfügung stehenden Mittel anwenden, um in Erfahrung zu bringen, was man im interessierten Ausland von unseren Selbstbehauptungsanstrengungen denkt. Wir sind und bleiben auf einzelne, subjektive und nicht selten gefärbte Äusserungen und auf Mutmassungen angewiesen. Mutmassungen allerdings, die mittels politologisch-psychologischer Einfühlungsgabe unter Umständen einen hohen Wahrscheinlichkeitsgrad erreichen.

Nicht zuletzt lehren uns auch die historischen, hinterher teilweise rekonstruierbaren Beispiele von Wegen und Wirkungen dissuasiver Botschaften, dass den *persönlichen Auffassungen der Hauptfiguren* in der hier angesprochenen Dialektik eine Schlüsselrolle zukommt. Personen aber können ihre Meinungen ändern; sie treten ab, werden abgelöst durch solche, die andere Ansichten haben ...

Aus allen diesen Überlegungen können wir also bereits eine ganze Reihe von grundsätzlichen Erkenntnissen ableiten. Einige davon sind:

– Dissuasiv kann nicht nur das sein, was *wir* für abhaltend halten, sondern es ist das, was dem potentiellen Gegner so erscheint. Das ist nicht immer dasselbe.

– Dissuasive Botschaften lassen sich nur selten direkt und unverfälscht an den Mann bringen; sie benötigen eine ganz besondere Durchschlagskraft, um Handelnde im Ausland zu erreichen und in unserem Sinne zu beeinflussen. Sie benötigen vor allem Repetition.

– Dissuasive Botschaften stehen somit auch in Konkurrenz zu Ereignissen und Entwicklungen, die nicht nur

keine dissuasive Wirkung haben, sondern sehr oft sogar gegenteilige Signale aussenden.

Anhand von *Beispielen* kann das verdeutlicht werden:
— Dissuasiv ist, wenn wir beweisen können, dass wir im Herzen Europas eine militärische Dichte aufrechterhalten, die der Dichte in unserem Umfeld nicht nur nicht nachsteht, sondern sie sogar in manchen Bereichen übertrifft. Die Folgerung, dass der Weg *um* die Schweiz vorteilhafter ist als der Weg *durch* die Schweiz, drängt sich entsprechend auf.

— Dissuasiv sind unsere 2000 permanenten Sprengobjekte und die weiteren 2000 Panzerhindernisse und Sperren, weil sie den Zeitablauf jedes Vorstosses durch die Schweiz ganz unabhängig von der Wirksamkeit unseres übrigen militärischen Widerstandes beeinflussen, sofern der Gegner daran glaubt, dass sie rechtzeitig gezündet würden.

— Dissuasiv ist das Interesse der Bevölkerung an Vorbeimärschen, Wehrvorführungen, Beschaffungsvorhaben und die effiziente Behebung von Übelständen, wie sie hin und wieder aufgedeckt werden.

— Dissuasiv sind auch die Volksentscheide in der Dienstverweigererfrage, der Wehrsport, die ausserdienstliche Weiterbildung.

— Dissuasiv ist im Ganzen auch unsere Wehrdiskussion mit der unverrückbaren Haltung der Behörden und dem ständigen Bekenntnis nicht nur der Armeeführung, sondern auch des Milizkaders, aus dem immer wieder die wertvollsten Impulse für den Ausbau der Armee hervorgehen.

Aber es gibt mehr und mehr auch die andern Signale, die sicher ebenso sorgfältig registriert und vielleicht sogar als vorherrschende Meinung interpretiert werden können:

— Nicht dissuasiv ist, wenn Medien die Kritiker und Gegner unserer Landesverteidigung unverhältnismässig ins Rampenlicht stellen. Eine Schlagzeile über den Vorbeimarsch des verstärkten Infanterieregimentes 27: «L'armée sifflée à Zurich» ist an sich nicht falsch, verfälscht aber den Sachverhalt angesichts der Tausende Beifall klatschender Zürcher und der wenigen, auch aus andern Zusammenhängen sattem bekannter, gegen jede Ordnung antretender frecher Randalierer.

— Nicht dissuasiv ist der Trend zur Domestizierung unserer Armee. Sie wird gelobt, wenn sie keinen Lärm macht, wenn sie spart, wenn es keine sogenannten «Militärunfälle» gibt, wenn sie auf besonders harte oder gar riskante Ausbildung verzichtet.

— Nicht dissuasiv sind die Äusserungen jener Schriftsteller, die die Ursachen der allgemeinen Friedensgefährdung ausgerechnet im neutralen Kleinstaat Schweiz und die Anzeichen eines verwerflichen Militarismus ausgerechnet in den rein defensiven Bemühungen unserer Milizarmee sehen; in einer Wehrstruktur, die noch anfangs des letzten Jahrhunderts als ein entscheidender Baustein einer wahren Volksarmee und eines ausschliesslich zu Verteidigungszwecken brauchbaren Heeres gefeiert wurde. Sie verunglimpfen damit eine Armee und leisten ihrer Schwächung Vorschub, die heute selbst von angesehenen Konfliktsforschern als «nicht provokativ» und damit ausschliesslich der Sicherheit und dem Schutz der Bevölkerung dienend, sowie als beispielhaft bezeichnet wird. Dass sie damit nicht nur einen fragwürdigen inneren Widerstand bei Jugendlichen wecken, die die grösseren Zusammenhänge noch nicht beurteilen

können, ist bedenklich genug; dass sie damit aber auch Signale des Defätismus und der Schwäche an das strategisch relevante Umfeld aussenden, die nur zu leicht zu Missverständnissen führen können, berührt die Frage ihrer Verantwortung. Wer weinerlich beklagt, dass die Vorbereitung auf den Krieg auch gewisse Härten und Unannehmlichkeiten mit sich bringt und ihnen ein sogenanntes individuelles Wohlbefinden gegenüberstellt, hat weder vom Wesen des Krieges, noch von den Folgen, wenn man ihn ungehemmt ins Land hineinlässt, noch von dem, was Freiheit im tiefsten Wert ist, etwas begriffen.

3. Welchen moralischen Stellenwert hat Dissuasion?

Solche Überlegungen führen uns zu einer vertieften strategischen Selbstkritik. Wir müssen Grundfragen angehen, auch wenn die Antworten nie ganz schlüssig beweisbar sind.

Die erste Frage berührt den Zusammenhang zwischen Dissuasionswirkung und Verteidigungswille. Das Streben nach Dissuasion, der Wunsch, einen Beitrag an die Kriegsverhinderung zu leisten, kann Feigheit sein. Man will sich damit auf leichte Weise von den Schrecken loskaufen, die andere immer wieder erlebt haben. Dissuasion als Halbheit, als Lippenbekenntnis, die man betreibt, weil es beruhigt, und die ähnlich der atomaren Abschreckung als Ding an sich betrachtet wird: Wenn sie versage, werde man ohnehin kapitulieren müssen.

Dass diese innere Fluchtbereitschaft, wenn sie ruchbar wird, und das wird sie anhand von Anzeichen nur zu bald, jede Dissuasionswirkung aufhebt, ist jedem logisch Denkenden klar. Ein Gegner braucht nur den Willen, unsere Kampfbereitschaft zu erproben, und er trifft im beschriebenen Falle auf ein Kartenhaus, das so zusammenfällt wie mancher scheinbar gut gerüstete Staat in der jüngeren europäischen Geschichte zusammenfiel.

Dissuasion wirkt nur, wenn ein *glaubwürdiger Automatismus* alle Kräfte der Abwehr in Aktion versetzt, wenn wir angegriffen werden: Dass dann gekämpft wird, ohne Schielen nach dem Ausweg und ohne Rücksicht auf den Enderfolg, mit allen Mitteln, mit Klauen und Zähnen.

Jeder potentielle Gegner muss wissen, dass es hier kein leichtes Vorwärtskommen gibt, weil die Schweizer bereit sind, sich auf diese Weise kompromisslos zu wehren. Dissuasion an und für sich hat also keinen moralischen Stellenwert, sondern nur die glaubwürdige Kampfbereitschaft, die dahinter steckt.

Kleine Gruppen, die heute unter dem Eindruck pazifistischen Gedankengutes den Slogan herumbieten: «Wir wollen nicht zu Tode verteidigt werden» oder die gegen die neuen Kampfpanzer sind, weil sie eine Panzerschlacht im Mittelland herausfordern würden, reden somit nicht bloss einer feigen Präventivkapitulation das Wort, sondern schwächen gleichzeitig unsere Chance, vom Kriege verschont zu bleiben, weil sie das Gebäude der Dissuasion zum Einsturz bringen. Ihrem Gedankengut gilt es eine handfeste Abfuhr zu erteilen. Diejenigen, die unsere Verteidigungsarmee ganz abschaffen wollen, sind wenigstens konsequent. Sie sind wohl auch gegen die Feuerwehr, weil Brandbekämpfung Wasserschäden verursacht ...

Doch kann Dissuasion auch millimeterweise demonstriert werden. Wenn die Armee sich nicht mehr voll und ganz auf das Kriegsgenügen ausrichtet, wenn sie Kon-

zessionen machen muss bei ihrer Bewaffnung, bei ihren Übungsplätzen, wenn man Bürgertugenden von ihr fordert, ohne zu sehen, dass im Kampfe andere Qualitäten den Ausschlag geben und darum entwickelt werden müssen; wenn die Disziplin verabsäumt wird, Befehle nicht strikte befolgt werden — kurz, wenn die Armee statt zum immer schlagkräftigeren Instrument schrittweise zu einem Teil der Folklore wird.

Wir alle sind aufgerufen, das zu verhindern. Es ist möglich dank Selbstkritik und Selbstdisziplin und bei beharrlicher Anleitung und Belehrung Dritter. Doch bedarf es dazu freilich einer Art Mut, die man Zivilcourage nennt.

4. Probleme der künftigen Dissuasionsstrategie

Dissuasionsstrategie als sowohl geistig wie faktisch alimentierte Dialektik verstanden, kann sowohl übersprungen wie auch unterlaufen werden. Und obwohl wir heute noch beruhigende Antworten in bezug auf ihre Schwachstellen geben können, fragt es sich, ob dies in Zukunft auch noch möglich sein wird.

Nehmen wir zuerst die *Gefahr des Überspringens*. Schon immer hat der Kleinstaat damit rechnen müssen, dass ihn ein Grosser sozusagen «ohne Rücksicht auf Verluste» angreift und ihn früher oder später bezwingt. Trotz dieser an sich richtigen Überlegung, hat die Schweiz bisher nie zum vorneherein kapituliert. Sie hat in Rechnung gestellt, dass der Grosse kaum je in der Lage sein wird, alle seine Kräfte auf ein einziges Ziel zu konzentrieren, und sie ist mit Recht der Meinung, dass Widerstand viele Formen kennt und man Invasoren auch dann schaden kann, wenn die militärischen Abwehrkräfte einmal erschöpft sein sollten. Davon geht auch unsere «Sicherheitspolitik» aus dem Jahre 73 aus.

Gerade in der letzten Zeit haben eine Reihe von Konflikten diese Überlegungen erhärtet, und mancher Kleinstaat hat einem überlegenen Angreifer getrotzt. Das Exempel mit der Atomwaffe ist freilich ausgeblieben. Aber auch hier gilt, dass nichts, auch keine Bedrohung, zwangsläufig so absolut verwirklicht werden muss, wie sie es aufgrund der technischen Möglichkeiten könnte. Mit andern Worten: Ein isolierter Atomkrieg gegen die Schweiz ist höchst unwahrscheinlich. Nach der strategischen Logik der nuklearen Konfrontation besitzen die Ziele der gegnerischen Atommacht die uneingeschränkte Priorität, wenn man sich nicht auf beiden Seiten aus Furcht vor einer unaufhaltsamen Eskalation und dem atomaren Holocaust entschliesst, überhaupt auf einen Atomwaffeneinsatz zu verzichten.

Das ändert natürlich nichts am Faktum, dass ein zum Atomwaffeneinsatz gegen uns bereiter Angreifer eine günstigere Kosten/Nutzen-Rechnung aufmachen wird als einer, der weiss, dass Atomwaffen nicht oder höchstens als Drohung ins Spiel gebracht werden können. Rechnen müssen wird er aber so oder so. Und dann bekommen einzelne Elemente unserer Gesamtverteidigung neues Gewicht: Zivilschutz, Kleinkrieg, ziviler Widerstand sind einzukalkulieren. Auch sie sind Dissuasionsfaktoren — und nicht nur in dem hier besprochenen atomaren Fall.

Wie aber wird die Dissuasion spielen, wenn eine mit ständig moderneren, präziseren und wirkungsvolleren Waffen versehene Grossmachtarmee auf unser Milizheer trifft, das schon heute auf manchen Gebieten kaum mehr das Notwendige beschaffen kann und Gefahr läuft, mehr

und mehr ins Hintertreffen zu geraten? Auch hier lässt sich die Dissuasion unter Hinweis auf neue, ebenso wirksame wie unerschwingliche Technologien trefflich ad absurdum führen.

Doch selbst dabei lassen sich Auswege skizzieren, die weit in die Zukunft führen. Wenn es wahr ist, dass neue Technologien hüben und drüben die Heeresstrukturen verändern werden, dass weniger Quantität als Qualität gefragt ist und deren steigender Preis zu immer kleineren Stückzahlen führt, dann wird auch gegen einen Kleinstaat keine Dampfwalze mehr ins Feld geführt werden können. Schon heute zeigt eine Untersuchung der verfügbaren Kräfte in West und Ost, dass für einen Nebenschauplatz wie die Schweiz mindestens in einer ersten Runde lediglich Kräfte einsetzbar scheinen, denen wir gewachsen wären.

Wenn es ferner wahr ist, dass die neuen Technologien auch Abwehrwaffen liefern, die dem Milizsoldaten modernen Angriffsmitteln gegenüber eine faire Chance lassen, dann wird auch die Verteidigung wiederum mit dem Angriff gleichziehen können. Man wird sie vielleicht anders strukturieren müssen, man wird sie noch besser auf die herrschenden Angriffsdoktrinen und -mittel abzustützen haben, man wird wahrscheinlich auch nicht darum herumkommen, mehr Geld als bisher zu investieren, aber aufgeben müssen, das wird man noch lange nicht.

Schliesslich muss ins Land eindringen, wer die Schweiz erobern will, und dann kommen neben allen andern Vorkehrungen unsere zeitlosen Trümpfe ins Spiel: das starke, jedem raschen Vormarsch hinderliche Gelände; die grosse Zahl unserer Soldaten, die auch nach dem zu erwartenden Rückgang der Bestände pro Raumeinheit noch alle Nachbarn um ein Mehrfaches übertrifft. Zu unsern wichtigen Trümpfen gehören auch in Zukunft der Zivilschutz (mit modernen Schutzplätzen für 100% der Bevölkerung im Jahre 2000), die Landesversorgung, die integrierten Dienste: Sanität, Übermittlung, Warnung und Alarmierung.

Überspringen lässt sich unsere Dissuasionsstrategie auch im ausgehenden zwanzigsten Jahrhundert also nicht so leicht. *Lässt sie sich unterlaufen?* Hier fällt die positive Antwort schon schwerer. Denn auf dem Felde der indirekten Konfliktführung, von dem wir hier zu sprechen haben, kann man weder abschrecken noch abraten. Wenig steht für den Angreifer auf dem Spiel. Etwas Geld, ein bisschen Prestige, Rückschläge, die man mit gekonnter Propaganda in ihr Gegenteil verkehren kann. Und Mürbemachen, Angst verbreiten, sei es mit Drohungen, Gewaltakten und Untergangsszenarien, lässt sich bereits heute nur leicht.

Denken wir an die späten 70er Jahre, in denen es dem Osten allein durch propagandistische Impulse gelang, der westlichen Verteidigung das Panzerabwehrmittel par excellence, die Neutronenwaffe, praktisch aus der Hand zu schlagen. Denken wir daran, dass es ihm um Haaresbreite gelang, ein Gegengewicht gegen seine massive Mittelstreckenrüstung zu verhindern. Denken wir schliesslich an die jüngsten Aktionen auf deutschem Boden gegen Manöver der eigenen Streitkräfte und ihrer Verbündeten sowie an die krampfhaften Versuche einer immer schrilleren Propaganda, aus dem NATO-Verteidigungsbündnis eine revanchelüsterne, zum Angriffskrieg entschlossene Militärcliqué zu machen.

Selbst wenn der Osten hierbei die Hand nicht weiter im Spiel hätte, als allgemein bekannt ist, nämlich mittels

Anheizen, Organisieren und Argumente liefern, müsste dieses unter dem irreführenden Deckwort «Friedensbewegung» zwischen echter Sorge, illusionärem Denken und Verhetzung ablaufende Massenspektakel als kriegsfördernd eingestuft werden: Es schwächt die Abschreckung, es schwächt die Dissuasion, es sendet Signale aus, die nicht anderes denn als Kapitulationsbereitschaft und Verzicht auf Kampf um jeden Preis gedeutet werden können. Wem wollen diese Massen im Ernstfall in den Arm fallen? Den eigenen Streitkräften, die selbst im Kriege wohl nur schwer auf Demonstranten schiessen würden, oder dem einmarschierenden Gegner, über dessen Brutalität jedem irgendwie gearteten Behinderungsversuch gegenüber sich eigentlich niemand Illusionen machen kann?

Kehren wir zurück zur Schweiz und zu unseren Ansätzen dieser recht eigentlich dissuasionsfeindlichen Bewegungen. Auch in der schweizerischen «Friedensszene» gibt es keinen einzigen brauchbaren Vorschlag, wie man sowohl Rüstung wie Erpressung, Kriegsvorbereitung wie Angriff, Krieg wie Unterwerfung gleicherweise politisch akzeptabel, dauerhaft und verifizierbar verhindern könnte; wir finden lediglich eine einseitige Hetze gegen unsern Verteidigungsapparat, ehrenrührige Unterschiebungen gegen Verantwortliche für die Sicherheit, demagogische Schlagwortargumentation jenseits auch nur des leisesten Sachverständes.

Aber auch wir alle sind zu kritisieren: Ein Volk, das zur Tagesordnung übergeht, wenn seine eigene Armee – ein klar auf Verteidigung ausgerüstetes Instrument zum Schutz des Bürgers – ausgepiffen und mit Knallkörpern und Farbbeuteln beworfen wird, sollte sich nicht auf Dissuasion berufen. Das interessierte Ausland stellt nicht auf die mutmassliche Einstellung der «schweigenden Mehrheit» ab, sondern auf das, was vom Fernsehen, in Radio und Presse kolportiert wird.

Die Armee kann und soll man kritisieren, wenn Übelstände auftreten; man soll und muss Klarheit schaffen, wenn Beschaffungsfragen nicht optimal gelöst erscheinen, aber man wird sich gut überlegen müssen, ob jeder, dem sein persönliches Wohlbefinden wichtiger ist als der Dienst an der Gemeinschaft, seine Gefühle zur Weltanschauung verbrämt gleichgewichtig mit dem verfassungsmässigen Schutzauftrag der Armee manifestieren können soll. Hier wird nicht einfach das Individuum respektiert, sondern die Demokratie zu Tode geritten.

Zugegeben, es gibt Abstufungen, und es handelt sich vorläufig um eine kleine Minderheit, die sich so gebärdet. Doch erhält sie – wie die «Friedensdemonstrationen, Friedensfeste, Friedenslager aller Art» zeigen – auch in der Schweiz mehr und mehr Zulauf. Sie entspricht einer allgemeinen Endstimmung, die sich auch auf die Entschlossenheit zum Widerstand gegen aussen negativ auswirkt. Nur noch der Widerstand gegen die Mehrheit und die Behörde scheint zu zählen.

Dissuasiv ist solches Verhalten schon heute nicht, weil es in den Zentralen des Auslandes den Eindruck fördert, die Schweizer seien müde geworden ... Zur Sorge Anlass aber gibt vor allem die mögliche Weiterentwicklung und zunehmende Breitenwirkung dieses Gedankengutes.

Nicht die Abstimmung über die Abschaffung der Schweizer Armee beunruhigt. Sie wird, wenn die nötigen Unterschriften überhaupt zusammenkommen, zu einer überwältigenden Niederlage der Initianten werden. Aber der ständige Abbau an Belastbarkeit unseres Wehrsystems, der mit solchen Strömungen verbunden ist, könnte sich mit der Zeit verheerend auswirken, weil die künftige kleinstaatliche Landesverteidigung wohl noch schwieriger wird. Hier muss jeder Einzelne Gegensteuer geben.

Dissuasion fängt somit auch bei uns an: Wir Offiziere pflegen unsere Soldaten zu diszipliniertem Verhalten und zu vorschriftsgemäsem Tenue anzuhalten, mit dem Hinweis, dass der äussere Eindruck Rückschlüsse auf unsere Verteidigungsbereitschaft zulasse. Mit Recht. Aber, dass viele von uns bereit sind, die harten Ansprüche des Kriegsgenügens aus Bequemlichkeit zu verleugnen, dass viel «Tun als ob», um nicht zu sagen Bluff, in unseren Dienstbetrieb Einlass findet, dass auf unerbittliche Forderungen und auf harte Kritik da und dort um des lieben Friedens willen verzichtet wird, und dass das Ausland dies alles ebenso beachtet und registriert, wollen viele nicht wahrhaben.

Aber, um noch ein Beispiel zu nennen, das auch die politischen Verantwortlichen für unsere Sicherheit betrifft: Man demonstriert Wehrbereitschaft bei wichtigen Beschaffungen, nimmt aber in Kauf, dass deswegen andere wichtige Bedürfnisse hintan gestellt werden, weil Sparen wichtiger scheint als noch so berechnete Anliegen für die Selbstbehauptung. Heute leidet darunter die Dissuasion, morgen vielleicht das ganze Land.

5. Anforderungen für die Zukunft

Dissuasionswirkung in der Zukunft wird also ganz wesentlich davon abhängen, wie wir mit solchen Strömungen umzugehen wissen:

– Ob wir zu überzeugen vermögen mit unserer Zweikomponentenstrategie, die ja keineswegs nur bewahrende, sondern auch präventiv friedenssichernde Massnahmen kennt.

– Ob wir die Kraft aufbringen, unser Verteidigungsinstrument weiterhin und wenn nötig mit grossen Anstrengungen auf einem respektgebietenden Stand zu halten.

– Ob wir – was dazu gehört – bereit sind, auf Halbheiten zu verzichten und die Vorbereitung auf den Ernstfall so zu treffen, wie es das Ziel der Selbstbehauptung in diesem Ernstfall erheischt.

– Ob wir einen Weg finden, militante Minderheiten zurückzubinden, dort, wo sie den Fortbestand unseres Staates gefährden, ohne dass wir die Grundsätze der Demokratie und das freiheitlich-pluralistische Gesellschaftssystem verlassen.

– Ob wir schliesslich nach wie vor bereit sind, schlimmstenfalls für dieses unser Land, für die Eidgenossenschaft zum Kampfe anzutreten.

Nicht mehr, aber auch nicht weniger ist verlangt, wenn Dissuasion auch künftig funktionieren soll.

Stellt die hochtechnisierte Berufsarmee eine Alternative zu unserem Milizsystem dar?

Korpskommandant Josef Feldmann, Kommandant Feldarmee Korps 4



1. Die Frage, auf die ich mit den folgenden Ausführungen eine Antwort zu geben suche, ist — genau gesehen — die *Frage nach der bestmöglichen Schweizerarmee*. Ich gehe dabei von der These aus:

Die beste Armee ist die, welche ihren strategischen Auftrag mit den geringsten Opfern an Menschenleben zu erfüllen vermag.

Anstatt die Verheerungen des Kriegs als eine Fatalität hinzunehmen, sollten wir also vorsorglich alles tun, was in unsern Kräften liegt, damit im Ernstfall nicht mehr Menschen als unbedingt nötig dem Vernichtungsrisiko ausgesetzt werden. — Das bedeutet: Mit möglichst wenig Soldaten möglichst viel Kampfkraft entfalten — also Menschenleben durch Technik ersetzen, wo immer das angeht.

Es spricht manches dafür, dass eine kleine, hochtechnisierte Berufsarmee dieser Forderung besser entspricht als ein zahlenmässig starkes, aber bescheiden ausgestattetes Milizheer. Jedenfalls lohnt es sich zu überlegen, ob es zum Beispiel klüger sei, auf drei Pässen je hundert Soldaten einzusetzen, anstatt hundert insgesamt bereitzustellen, aber so auszustatten, dass sie in der Lage wären, dem Angreifer an jedem Ort rechtzeitig mit überlegener Kraft entgegenzutreten oder dank der Leistungsfähigkeit ihrer Waffen mit kleinen Beständen an mehreren Orten gleichzeitig erfolgreich zu kämpfen.

Bei uns wird indessen unentwegt verkündet, die grosse Zahl der Soldaten sei einer der wichtigsten Pfeiler unserer Verteidigungskonzeption. Es wurde errechnet, dass der Mannschaftsbestand der Armee erlaube, im Durchschnitt auf jeden km² Schweizer Boden fünfzehn Wehrmänner zu stellen. Darin liegt unbestreitbar eine Stärke unseres Wehrsystems. Aber haben wir damit das Optimum der Verteidigungskapazität erreicht?

Erliegen wir nicht zu leicht der Versuchung, die bestehende Lösung als die beste zu rühmen, weil es uns schwer fällt, andere Möglichkeiten unbefangen zu durchdenken?

Genau das wollen wir aber tun.

2. Wenn es darum geht, die hochtechnisierte Berufsarmee mit dem schweizerischen Milizheer zu vergleichen, bedürfen die beiden Aspekte — hohe Technisierung und militärischer Professionalismus — einer getrennten Wertung.

— Ein *hoher Technisierungsgrad* erbringt das eben postulierte günstige Verhältnis zwischen Soldatenzahl und Kampfkraft. Er bildet zudem einen wichtigen Faktor der Dissuasion. Sollte nämlich eine fremde Macht einen Angriff auf unser Land erwägen, würde sie ihre Kosten/Nutzen-Rechnung wohl in erster Linie auf die Zahl der vorhandenen Panzer, Kampfflugzeuge und modernen

Geschütze abstützen und nicht Soldaten, Gewehre oder gar Eispickel zählen.

Schliesslich bilden die Elemente moderner Militärtechnik — Mechanisierung und Luftbeweglichkeit, Flexibilität, Reichweite und Präzision automatischer Waffensysteme — wichtige Voraussetzungen für die Reaktionsfähigkeit von Streitkräften. Das kann gleichfalls zur Dissuasion, aber auch zum Erfolg im Kampf beitragen.

— Dem *Berufsheer* ist — im Vergleich zu unserm System — als wichtigster Vorteil die dauernde Präsenz gut trainierter, organisch gegliederter Kampfverbände gutzuschreiben. Auch das ist ein wichtiger Faktor der Reaktionsfähigkeit und damit primär ein Mittel der Kriegsverhinderung. Angesichts der abnehmenden Warnzeiten und der zunehmenden Fähigkeit fremder Heere, überraschend grossangelegte militärische Operationen auszulösen, wird das Bedürfnis nach einem jederzeit aktionsbereiten Kampfverband immer dringlicher. Selbst Österreich, das gesamthaft gesehen für die militärische Landesverteidigung bedeutend weniger aufwendet als die Schweiz, leistet sich diese «strategische Lebensversicherung» in der Form einer rund 15 000 Mann starken Bereitschaftstruppe. Wir hingegen begnügen uns immer noch damit, die klaffendsten Lücken in der Kampfbereitschaft mit allerlei Notbehelfen zu überkleistern und schaffen mit jeder derartigen Massnahme neue Erschwerungen für die Ausbildung, die Kriegsmaterialverwaltung oder das Personalwesen.

Zu den Stärken der Berufsgruppen gehören ferner alle jene Fähigkeiten, die nur durch wochen- und monatelanges, beharrliches, oft monotones Üben und Wiederholen gewonnen werden: reflexartige Handhabung der Waffen, genaue Kenntnis der Leistungsfähigkeit, aber auch der Leistungsgrenzen des anvertrauten Geräts, Fähigkeit der Einzelnen und der Verbände, komplizierte Arbeitsabläufe auf Anhieb zu meistern — und schliesslich jene Sicherheit, die erlaubt, das alles selbst unter schwierigsten Umständen — unter dem Schock der Überraschung und unter psychischem Druck — mit gleicher Perfektion auszuführen.

Es wäre zu einfach, alle diese Stärken des Professionalismus mit dem Argument vom Tisch zu wischen, unsere Soldaten können das auch, ihr Material müsse nur miliztauglich sein. Tatsache ist, dass sogenannt miliztaugliches Material nur in den Händen von Könnern auch kriegstauglich ist. Die meisten von uns brächten es vermutlich fertig, einen Formel-1-Boliden schlecht und recht über eine Rennpiste zu steuern; aber wer würde damit am Grand Prix von Monaco gute Figur machen? So verhält es sich mit dem «miliztauglichen» Gerät. Viele vermögen es irgendwie zum Funktionieren zu bringen; aber nur wer dauernd damit übt, versteht alles herauszuholen, was an Leistungspotential darin steckt.

Erst dann aber sind Investitionen für Rüstungsgüter voll gerechtfertigt.

Wenn wir indessen diese Überlegungen vom waffen- und gefechtstechnischen Bereich ins Gebiet der Führung übertragen, sind Einschränkungen angebracht. Es ist zwar möglich, durch die Angewöhnung an Standardformen und durch den ständigen Gebrauch permanent gültiger Befehle und Weisungen, die in Berufsarmeen eine wichtige Rolle spielen, die Führung zu vereinfachen, für eine Vielfalt von Problemen rasch eine Patentlösung zu finden und damit Zeit zu sparen. Aber in der Routine liegt auch die Gefahr der Erstarrung. Wer alles vorsorglich zu regeln sucht, wird blind für das Unkonventionelle und hilflos gegenüber dem Aussergewöhnlichen und Unerwarteten. Dieser Gefahr kann sich der militärische Professionalismus schwerlich entziehen.

Die Vor- und Nachteile der beiden Systeme sind also nicht einseitig verteilt. Von den Stärken des Milizsystems wird noch zu reden sein. Vorerst gilt es zu zeigen, dass mit einer Berufsarmee verschiedene Mängel ausgemerzt werden könnten, die unserem jetzigen Wehrsystem anhaften.

Dazu gehört namentlich die Tatsache, dass wir — systembedingt — ständig eine hohe Quote von *Fehlinvestitionen in der Ausbildung* hinnehmen.

— Die Kürze der Dienstperioden macht es unvermeidlich, dass wir immer wieder auf einem tiefen Niveau beginnen müssen. Trotz aller Anstrengungen tüchtiger Kommandanten und trotz aller Intelligenz, die sie in langfristige Ausbildungspläne investieren, bleiben unsere Wiederholungskurse eben Wiederholungskurse, und es gelingt nur beschränkt, Weiterausbildungskurse daraus zu machen.

— Eine Fehlinvestition in der Ausbildung bedeutet auch die militärische Schulung jener beträchtlichen Zahl junger Schweizer, die frühzeitig ins Ausland abwandern und sich dort für Jahre oder für immer niederlassen.

— Das gleiche gilt schliesslich für die Kriegsdispensierten, unter denen nicht wenige für wichtige Funktionen in der Armee geschult wurden.

Damit ist ein weiterer Nachteil angedeutet, der unser Milizsystem belastet: die Tatsache nämlich, dass mit dem Einbezug von rund zwölf Prozent der Bevölkerung in die Armee zwangsläufig *Zielkonflikte zwischen den Anforderungen der Landesverteidigung und andern Bereichen des öffentlichen Lebens* entstehen. Wir müssen sogar bestimmte Zielkonflikte zwischen den verschiedenen Trägern der Gesamtverteidigung in Kauf nehmen. Besonders deutlich wird das an der Problematik der Kriegsmobilmachung sichtbar. Aus militärischer Sicht müssten im Falle zunehmender Spannung möglichst frühzeitig Truppen aufgeboden werden. Die Armeeführung würde ihre Forderung vor allem auf das im Milizsystem gewichtige Argument stützen, dass ein vorwiegend aus Infanterie bestehendes Massenheer viel Zeit braucht, um die volle Kampfbereitschaft zu erstellen. Die Vertreter der Wirtschaft dagegen brächten mit Sicherheit Argumente gegen frühzeitige Truppenaufgebote vor, und zwar just deshalb, weil in entscheidenden Phasen Armee und Kriegswirtschaft zu gleicher Zeit die gleichen Leute brauchen.

Hätten wir eine Berufsarmee, wäre einer Offizier oder Spitalarzt oder Lagerhauschef oder Leiter eines Transportbetriebes, aber in keinem Fall Soldat und kriegswichtiger Zivilist zugleich.

Die Zwischenbilanz unserer Betrachtung zeigt, dass die *Vorteile der Berufsarmee* gegenüber dem Milizsystem namentlich in zwei Bereichen liegen:

— Im spezifisch Militärtechnischen sind es die günstigen Voraussetzungen für eine kontinuierliche, gründliche Ausbildung und — als Folge davon — die optimale Ausnutzung des vorhandenen Materials.

— In organisatorischer Hinsicht würde die Berufsarmee erlauben, zivile und militärische Funktionen klar zu trennen und damit Zielkonflikte zwischen verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens, besonders auch zwischen verschiedenen Trägern der Gesamtverteidigung zu vermeiden.

Die *ernsthaften Vorbehalte* gegen die Institution der Berufsarmee liegen auf der menschlichen und sozialen Ebene. Allerdings müssen wir uns hüten, die Angehörigen einer Berufstruppe überheblich und undifferenziert als moralisch fragwürdige Söldner abzuwerten. Wir würden damit die Geschichte unseres eigenen Volkes anschwärzen, denn ein grosser Teil jener Schweizer, die bis ins 19. Jahrhundert hinein Dienst in fremden Heeren leisteten, waren echte Berufssoldaten, und nicht wenige unter ihnen haben sich durch menschlich wertvolle Eigenschaften und Leistungen ausgezeichnet. Gleiches gilt — um ein aktuelles Beispiel zu zitieren — von der britischen Berufstruppe, die sich im Falkland-Krieg grosse Achtung erworben hat:

Fragwürdig erscheint die Berufsarmee vielmehr, weil von ihr die Gefahr ausgeht, dass sich eine bestimmte Bevölkerungsgruppe innerhalb des sozialen Gefüges abkapselt und eine isolierte Kaste bildet. Damit wird vieles und wertvolles aufs Spiel gesetzt. Die meisten Staatsbürger partizipieren an der Landesverteidigung nur noch als misstrauische Steuerzahler. Der Umstand, dass bloss Politiker und Militärs sich mit sicherheitspolitischen Fragen befassen, führt — wie die Beispiele der USA und Grossbritanniens zeigen — dazu, dass die Bevölkerung auch kein Verständnis und keine Bereitschaft für Massnahmen der Zivilverteidigung aufbringt. Nicht ohne Grund verfügen die Länder, in denen das militärische Milizsystem besonders stark verankert ist, auch über den bestausgebauten Zivilschutz.

Der Verlust des *unmittelbaren und dauernden Kontaktes mit der zivilen Umwelt* gereicht auch der Berufsarmee, insbesondere ihren Kadern, zum Nachteil. Es fehlt ihnen weitgehend die Möglichkeit, ihr System und ihre Arbeitsmethoden mit vergleichbaren zivilen Einrichtungen zu konfrontieren. Damit verlieren sie den Profit heilsamer Kritik und Zufluss innovativer Ideen.

3. Das Milizsystem schliesst aus, dass eine solche Abkapselung des Militärischen von der zivilen Umwelt stattfindet. Wenn mehr als 600 000 Schweizer unmittelbar an der Landesverteidigung teilnehmen, bleibt in entsprechend vielen sozialen Zellen der Verteidigungsgedanke lebendig. Alle Wehrmänner reden im Freundes-, Familien- und Bekanntenkreis von ihren Dienstleistungen und Erlebnissen. Dabei ist gar nicht so wichtig, ob sie das lobend oder fluchend tun. Was zählt, ist die Tatsache, dass durch jeden Wehrmann andere Angehörige dieses Volkes mit dem Phänomen «Militär» konfrontiert werden, und zwar auf einer zwischenmenschlichen Ebene, also im Wir-Gruppen- oder im Du- und Ich-Bereich.

Die Aussagen eines Milizsoldaten sind Äusserungen eines zivilen Bekannten oder eines Berufskollegen, nicht eines Angehörigen der Berufskategorie «Militär». Darum haben sie viel eher Chancen, zum Nennwert genommen zu werden. Anders gesagt: Dem Wehrmann der Miliz-

armee wird im zivilen Lebenskreis Glauben geschenkt, weil er sich nicht als Insider an Outsider wendet. Insider — auf wirtschaftlichem, politischem oder militärischem Gebiet — laufen immer Gefahr, dass der Outsider an ihren Aussagen a priori gewisse Abstriche vornimmt, weil er — zu Recht oder zu Unrecht — das Fehlen einer kritischen Distanz vermutet. Das Gedankengut einer Berufsarmee hat daher viel weniger Aussicht, das Volksbewusstsein zu durchdringen. Im Milizsystem aber geschieht das durch ständig sich erneuernde Impulse. Dazu tragen die Erzählungen der einzelnen Soldaten genauso bei wie die vielfarbige und intensive Berichterstattung der Medien.

Das Ergebnis ist ein weitgestreutes *Verständnis für die Anliegen der Armee*, aber auch ein grösseres *Vertrauen in die Tätigkeit der Truppe*, als es einem Berufskorps entgegengebracht würde. — Wie wäre es anders denkbar — um nur ein Beispiel zu nennen — dass die Frauenfelder Bevölkerung gelassen hinnimmt, ja sogar stolz darauf ist, dass ihre Stadt regelmässig von Artillerie überschossen wird?

Genau so wenig vermöchte die Berufsarmee jene weitgehende Ausnützung ziviler Kenntnisse und Fähigkeiten zu gewährleisten, die in der Milizarmee durchaus selbstverständlich ist. Das gilt für jede Berufskategorie in einem spezifischen Sinne. Jeder Angehörige einer Milizarmee bringt ein Fachwissen mit, jeder verfügt über *militärisch nutzbare Kenntnisse und Erfahrungen, die aus seiner zivilen Tätigkeit herkommen*. Was der Verfasser des Buches «La Place de la Concorde Suisse», der Amerikaner John Mc Phee aus seiner intensiven Begegnung mit Schweizer Soldaten festhält: «The skills you get in one place help you in the other place», wissen wir alle, aus eigenen Erlebnissen. Das bemerkenswerteste daran ist wohl die ständige Osmose der Führungserfahrungen zwischen dem zivilen und dem militärischen Bereich. Dafür ist wesentlich die Tatsache mitbestimmend, dass wir auch die höhere Offiziersausbildung in einem echten Milizverfahren durchführen und damit erreichen, dass erfahrene Führungskräfte aus Wirtschaft und Verwaltung mit gleichermaßen erfahrenen Instruktionsoffizieren zusammenarbeiten, Gedanken austauschen und Verbindungen knüpfen. Damit bleibt auch die militärische Führung von jener Flexibilität geprägt, welche für eine erfolgreiche Unternehmungsführung ausschlaggebend ist. Weil keine Entscheidungssituation unabhängig ist vom Umfeld, in welchem sie eintritt, kann der Zwang zu raschen Entscheiden unter schwierigen Bedingungen nur dort entstehen, wo sich die Parameter tagtäglich — und zwar real, nicht bloss supponiert — verändern. Das wäre für den Berufssoldaten nur im Krieg der Fall; jedes andere Umfeld ist simuliert. Für den im Geschäftsleben stehenden Milizler bietet sich diese Gelegenheit «live», täglich und als Realität.

Hinzu kommt der jährliche abrupte Wechsel vom zivilen ins militärische Leben — ein weiterer hervorragender Test für seine Flexibilität. Der bereits erwähnte Mc Phee schildert das am Beispiel des Weinbauern Massy, der in den Stunden seinen Weinkeller mit dem Keller vertauscht, in dem der KP seines Bataillons eingerichtet wird. Den amerikanischen Beobachter hat das beeindruckt.

Charakteristisch für das Milizsystem, — aber undenkbar für die Berufsarmee — ist schliesslich alles, was bei uns an *freiwilliger ausserdienstlicher Leistung* erbracht wird. — Auch daran zeigt sich, wie stark und vielfältig die Wurzeln der Milizarmee sind. Es gibt in der Schweiz 600 militäri-

sche Vereine und Sektionen mit insgesamt 160 000 Mitgliedern. Die jährliche Arbeitsleistung, welche die Truppenkommandanten und ihre Gehilfen ausserdienstlich erbringen, entspricht nach sorgfältigen Ermittlungen einer Lohnsumme von rund 54 Millionen Franken.

Das alles scheint uns fast selbstverständlich. Es ist indessen nur möglich, weil das militärische Milizwesen für uns nicht eine Besonderheit ist, sondern Teil eines politischen Systems, das vielfältig und tiefgreifend vom Milizgedanken geprägt wurde.

4. Das drängt den Schluss auf, dass die Berufsarmee für uns als Alternative zum Milizsystem nicht ernstlich in Betracht fallen kann. Aber der Vergleich der beiden Systeme führt zu einer Erkenntnis, die es zu beherzigen und weiter zu durchdenken gilt:

Die Vorteile und die Schwächen des einen und des andern liegen nicht auf derselben Ebene und schliessen sich folglich nicht aus.

Um die militärische Landesverteidigung effizienter zu gestalten, sollten wir also die *Vorzüge einer hochtechnisierten Berufsarmee sowie als möglich in das Milizsystem einbringen*. Das könnte uns erlauben, die grössten Schwächen der heutigen Organisation wenn nicht auszumerzen, so doch zu mildern, nämlich

— das ungünstige Verhältnis zwischen Personalstärke und Kampfkraft,

— die Zielkonflikte zwischen der militärischen Landesverteidigung und andern wichtigen Staatsaufgaben,

— die ungenügende Bereitschaft und Reaktionsfähigkeit im Falle einer überraschend zunehmenden Bedrohung.

Dieses Bestreben müsste in erster Linie vom Leitsatz «mehr Technik — weniger Menschenleben» bestimmt sein. Ob eine Armee mit grösserer Kampfkraft und weniger Soldaten auch weniger kosten würde, ist zwar ungewiss und müsste genau abgeklärt werden. Aber der finanzielle Aspekt dürfte nicht das entscheidende Kriterium bilden. Es sollte doch in einem von humanistischem Gedankengut geprägten Staatswesen selbstverständlich sein, dass mit Menschenleben umgegangen wird als mit Tausendernoten.

Jedenfalls wären selbst weitgehende Änderungen denkbar, ohne dass damit die Grundsätze, welche unser heutiges Wehrwesen tragen, in Frage gestellt würden. Wir haben in jüngerer Zeit schon einmal den Personalbestand der Armee erheblich gesenkt. Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht wurde dadurch keineswegs tangiert. Das wäre auch nicht der Fall, wenn künftig der Dienst in der Armee zum Beispiel schon mit dem vierzigsten oder fünfundvierzigsten Altersjahr aufhörte.

Wenn wir es fertigbrächten, *mit weniger Soldaten gleich viel oder mehr Kampfkraft zu entfalten*, wäre gleichzeitig ein guter Schritt getan, um die vorhin erwähnten Zielkonflikte zu entschärfen. Die Auswirkungen einer Kriegsmobilmachung auf die zivilen Lebensbereiche wären weniger tiefgreifend. Damit fiel es den Entscheidungsträgern auch leichter, bei zunehmender Spannung frühzeitig Truppen aufzubieten.

Das würde allerdings die Schwierigkeiten, mit denen wir heute konfrontiert sind, nur bedingt mildern. Lediglich ein ständig einsatzbereiter Kampfverband möchte jene Reaktionsfähigkeit zu gewährleisten, welche die aktuelle Bedrohungslage erfordert. Die österreichische Heeresorganisation, welche die Milizlösung nach schweizerischem Muster für das Gros der Wehrpflichtigen mit der

Einrichtung einer kleinen Bereitschaftstruppe aus Berufskadern und längerdienenden Freiwilligen kombiniert, könnte uns als bedenkenswerte Anregung dienen.

Aber es gilt nochmals zu betonen:

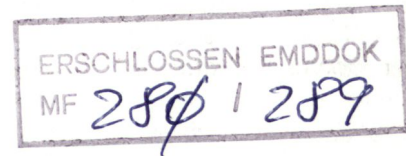
Das Modell der Berufsarmee kann uns nur soweit anregen, als es um die Lösung technischer und organisatorischer Probleme geht.

Wenn wir dagegen alle relevanten Faktoren in unsere Betrachtung einbeziehen, lautet die Schlussfolgerung:

- Wir wären schlecht beraten, das Milizsystem aufzugeben.
- Wir haben aber keinen Grund, es kritiklos zu verherrlichen.
- Wir haben viele Gründe, es beizubehalten, aber ebenso viele, es laufend zu verbessern und neuen Gegebenheiten anzupassen.

Leitgedanken zur Zukunft unserer Armee

Korpskommandant Jörg Zumstein, Generalstabschef



I.

Das Thema erfordert einige Vorbemerkungen.

Eine erste. Wenn sich der Generalstabschef – und sei es auch nur in Form von Leitgedanken – zur Zukunft unserer Armee äussert, so kommt solchen Äusserungen doch programmatischer Charakter zu. Nun hat aber in diesem Land die Kommission für militärische Landesverteidigung sich zu Fragen grundsätzlicher Natur auszusprechen. Sie hat das getan, als wir das heute gültige Armeeleitbild bearbeiteten. Sie hat sich noch nicht mit Vorstellungen beschäftigt, die über das Jahr 1995 hinausgehen. Das zwingt zu *Zurückhaltung* in der Aussage.

Eine zweite. Ich gehe davon aus, dass der Auftrag, den die Armee im Jahre 2000 auszuführen hat, im wesentlichen unverändert jenem entspricht, den sie schon heute besitzt. Die zu einer Ausweitung nötigen Mittel wären kaum aufzubringen; andererseits würde sich eine Einschränkung des Auftrags in Anbetracht der potentiellen Bedrohung kaum rechtfertigen lassen. Wie man es auch drehen mag: Eine Abänderung des heutigen Auftrages der Armee liefe auf eine Minderung der Sicherheit hinaus.

Eine dritte Bemerkung bezieht sich auf *Bedrohung und Umfeld*. Niemand kann voraussagen, wie das staatliche Umfeld aussieht, das uns im Jahre 2000 umgeben wird. Und niemand besitzt eine präzise Vorstellung, welche Gefahren für unsere staatliche Existenz daraus erwachsen werden. Ähnliches gilt auch für das soziale Umfeld. Die Milizarmee als Volk in Waffen ist – sofern wir diese Wehrform beibehalten – in besonderem Masse offen und zugänglich für den «Zeitgeist». Deshalb wird man nicht darum herum kommen, das zu erwartende soziale Umfeld im Hinblick auf seine militärische Relevanz zu beurteilen. Aber auch hier sind Prognosen schwierig.

Vorbehalte bestehen ebenfalls in bezug auf die Entwicklung der Umwelt. Wenn auch Relief, urbane Zentren und Verkehrsträger hinsichtlich Lage und Ausdehnung kaum spektakulären Änderungen ausgesetzt sein werden, so könnten sich doch regionale und militärisch bedeutsame Entwicklungen einstellen, die heute bloss der Tendenz nach erkennbar sind. Zu denken ist etwa an mögliche Lücken im Waldkleid unseres Landes, die Überbauung weiterer Gebiete, das Entstehen neuer Nervenzentren von strategischer Bedeutung im einen oder andern Bereich der Gesamtverteidigung.

Leichter fallen Prognosen zur *Rüstungstechnologie*. Die Waffensysteme, die im Jahr 2000 operationell sein werden, sind heute bereits in Diskussion oder schon auf dem Reissbrett. Technische Durchbrüche sind denkbar und vor allem da gefährlich, wo Rüstung ohne parla-

mentarische Kontrolle, also abseits des Marktplatzes, betrieben werden kann.

Technische Perfektionierung zieht höhere Kosten für die Rüstungsgüter nach sich. Wer sich mit der Zukunft unserer Armee befasst, kann nicht umhin, auch diese Kostenexplosion bei der Rüstung in seine Überlegungen einzubeziehen.

II.

Das gültige Armeeleitbild nennt einige *Rahmenbedingungen*, die für den Ausbau der militärischen Landesverteidigung grundlegend sind:

Am Milizsystem, am bestehenden Auftrag der Armee und an der Einsatzkonzeption soll festgehalten werden:

– Der bestehende Umfang an Ausbildungsfazilitäten (Übungs- und Waffenplätze) kann gewahrt werden, und die zur Verfügung stehende Ausbildungszeit bleibt im wesentlichen unverändert.

– Bei neu zu schaffenden Strukturen soll die Identität Friedensstruktur = Kriegsstruktur angestrebt werden.

Diese Rahmenbedingungen wurden vor zwei Jahren publiziert. Inwiefern können sie auch im Jahr 2000 noch gültig bleiben? Gibt es neue, dannzumal wichtige Rahmenbedingungen?

Über den *Auftrag* der Armee haben wir uns schon geäußert. In gekürzter Form lautet er wie folgt:

– Die Armee betreibt Kriegsverhinderung, indem sie einem potentiellen Gegner glaubhaft vorzeigt, dass sich ein militärischer Angriff auf unser Land nicht lohnt.

– Im Verteidigungsfall verteidigt sie das schweizerische Staatsgebiet von der Grenze weg, verwehrt dem Gegner das Erreichen seiner operativen Ziele und bewahrt mindestens einen Teil unseres Landes unter schweizerischer Hoheit.

– Im Bedarfsfall, und wenn es ihr Hauptauftrag zulässt, leistet die Armee den zivilen Behörden Hilfe im Bereich der koordinierten Dienste, beim Schutz der Bevölkerung und bei massiven gewaltsamen Angriffen gegen die innere Ordnung, die mit normalen polizeilichen Mitteln nicht gemeistert werden können.

Dieser Auftrag kann aus unserer Sicht bestehen bleiben. Es spricht nichts für eine Abänderung, aber einiges gegen eine solche.

III.

Wir haben indessen Anlass, uns mit der *dissuasiven Komponente* dieses Auftrags eingehender zu befassen. Es erhebt sich die Frage, was Dissuasion um das Jahr 2000 herum bedeutet und wie sie wahrzunehmen sein

wird. Es könnte sein, dass das «Schwellendenken» Ansatzpunkte für eine neue Beurteilung der Dissuasion bietet. Ich möchte dies anhand eines Modells illustrieren.

Eine uns bekannte Armee hat den Auftrag, im Ereignisfall dafür zu sorgen, dass aus einer massiven Grenzverletzung für den Aggressor ein Krieg entsteht. Es existiert hier also eine Schwelle, die ein potentieller Gegner nicht einfach überschreitet. Wesentlich ist, dass die Folgen einer Verletzung der nationalen Souveränität bis zu dieser Schwelle *linear*, ab dieser Schwelle aber *exponentiell* wachsen.

Auf unser Land bezogen: Mit einem hohen Grad an Wahrscheinlichkeit würden die ersten Kampfhandlungen in unserm Luftraum stattfinden. «Schwellendenken» lässt die Erwartung zu, dass bei genügend rascher und starker Gegenwehr unserer Flieger bald eine Situation eintreten kann, bei der auch andere Luftwaffen eingreifen würden. Dies wiederum wäre für den Aggressor gefährlich, gefährlicher jedenfalls, als ein Angriff auf einen isolierten Kleinstaat zunächst erwarten liesse.

Dieses Gedankenmodell führt auch zur Vermutung, dass dann, wenn Raum und Zeit wegen der Entwicklung immer schnellerer und auch weiterreichender Mittel schrumpfen, die Vernetzung im Bereich der Sicherheit sich verstärkt. Damit wächst auch die strategische Bedeutung des schweizerischen Territoriums und Luftraums.

Diesen Überlegungen ist zu entnehmen, dass eine starke Flugwaffe im Bereich des Auftrags «Dissuasion» einen hohen Stellenwert besitzt. Die Flugwaffe muss in der Lage sein, im Normalzustand Luftpolizeiaufgaben nachhaltig wahrzunehmen, und sie muss einen Neutralitätsschutz so kräftig durchführen können, dass ein Aggressor an jene Schwelle gezwungen wird, jenseits welcher ihm Komplikationen auch aus der Peripherie drohen.

Das führt uns zu einer weiteren Überlegung: Wenn die Vorwarnzeiten zusammenfallen und strategische Überraschung immer grössere Bedeutung erlangt, weil sie gestattet, gewisse Mechanismen der Gegenseite zu unterlaufen, dann kann für uns der Verteidigungsfall einsetzen, ohne dass eine eigentliche Neutralitätsschutzphase zu bestehen wäre. Das relativiert ein Verhalten, das in vielen Übungen der Vergangenheit hoch im Kurs stand: die Mittel «in der Hand» zu behalten und nicht schon im Neutralitätsschutzfall auszugeben. Es könnte sein, dass jene Mittel, die nicht sofort zum Einsatz kommen, im weiteren Verlauf eines Konflikts nie mehr nutzbringend eingesetzt werden können, weil uns die Fähigkeit dazu genommen wäre. Daraus lässt sich ableiten, dass eine hohe Anfangsleistung unseres militärischen Systems immer wichtiger wird.

Bei plafonierten Mitteln konkurrenzieren sich Anfangsleistung und Dauerleistung. Wenn ein Automobil bei gegebenem Tankinhalt ständig auf Höchstgeschwindigkeit gefahren wird, reduziert sich die Fahrstrecke. Der Konflikt zwischen hoher Anfangsleistung und Dauerleistung des militärischen Systems muss zugunsten einer hohen Anfangsleistung entschieden werden, weil eine ungenügende Anfangsleistung unter Umständen schon das Versagen des ganzen Systems nach sich zieht, aber auch weil ohne eine respektable Anfangsleistung schon die erste und für unser Land rentabelste Option verscherzt wird: die Kriegsverhinderung durch Dissuasion.

Mit einem solchen Entscheid erfolgt indessen auch

eine Weichenstellung. Es hat keinen Sinn, Kraft und Geld in Bereichen zu investieren, denen keine entscheidende Bedeutung zukommt. So werden wir auch bei der Logistik darauf achten müssen, ausgewogene Strukturen und Vorräte zu haben.

Wir sind ob dieser Erörterung der dissuasiven Komponente zu einigen Schlüssen gelangt, die für die Erarbeitung weiterer Leitbildvorstellungen herangezogen werden sollten.

IV.

Weitere Überlegungen werden sich mit dem *Prinzip der Miliz* zu befassen haben.

Es besteht weder ein Anlass noch die Möglichkeit, diese Wehrform in Frage zu stellen.

Es besteht dazu kein Anlass, weil diese Wehrform besser als jede andere auf die Verteidigung ausgerichtet ist. In der Miliz verwirklicht sich das biologische Prinzip des Kampfes um das Überleben in Reinform. In der Miliz ist die militärische Motivierung wesensbedingt vorhanden. Zu ihrer Schaffung braucht es keine Extraanstrengung. Hauptsorge müsste sein, die Bereitschaft zur Hingabe für die gemeinsame Aufgabe «Landesverteidigung» nicht durch Führungsfehler zu schmälern.

Es besteht kein Anlass, die Miliz in Frage zu stellen, weil diese Wehrform, solange der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht Gültigkeit hat, die grösste Zahl von Soldaten mobilisiert und weil bei diesem System die Personalkosten am niedrigsten gehalten werden können. Es ist nicht umsonst, dass sich eine Anzahl grösserer Staaten heute ernsthaft mit dem schweizerischen Verteidigungsmodell auseinandersetzen und uns um Lösungen beneiden, die in vielen Jahrhunderten gewachsen sind und einen Reifegrad erreicht haben, der ausländische Besucher stutzig macht.

Das Milizsystem hat aber auch Nachteile. In Anbetracht der geforderten Anfangsleistung ist die fehlende Präsenz von Eingreifverbänden der grösste. Wir arbeiten seit Jahren an Lösungen, um diesen Mangel zu beheben. Es sind Verbesserungen erzielt worden, wie etwa das Stichwort «Armee-Alarmübungen» beweist. Die Landesverteidigung des Jahres 2000 wird sich schwerewichtig mit der Lösung der Bereitschaftsfrage beschäftigen müssen. In einzelnen Bereichen wird eine Professionalisierung unumgänglich sein, sei es, um einen genügenden Ausbildungsstand sicherzustellen, sei es zur Gewährleistung einer Präsenz rund um die Uhr. Fügen wir gleich bei, dass die Präsenz rund um die Uhr eines einzigen Funktionsärs uns 5,5 Personaleinheiten kostet. Wenn man vom EMD und seinen Teilbereichen zusätzliche Anstrengungen im Verteidigungssektor verlangt, dann ist das in Anbetracht des seit 1974 wirksamen Personalstopps ein echter Pferdefuss!

Professionalisierung erscheint aus heutiger Sicht in folgenden Bereichen nötig: strategischer Nachrichtendienst, elektronische Aufklärung, Luftpolizeiverbände der Flugwaffe und zugehörige Nachrichten- und Führungssysteme, Sicherheitsdienste für den Schutz der Infrastruktur der «ersten Stunde». Diese Aufzählung ist nicht vollständig. Sie berücksichtigt aber, dass auch die Armee eine permanente Führungsbereitschaft aufrecht erhält.

Im übrigen ist unser Milizsystem noch nicht an der oberen Leistungsgrenze angelangt. Wenn auch kaum

damit zu rechnen ist, dass die Gesamtdauer der Dienstleistung erhöht werden kann, so sind doch Verbesserungen denkbar. Der Einsatz von Simulatoren in spezialisierten Ausbildungszentren könnte in Verbindung mit dem Aufbau des Personal-Information-Systems (PISA) dazu führen, gewisse Spezialisten aus der Miliz in regelmässigem Rhythmus zu Trainingskursen antreten zu lassen, wo vorgegebene Leistungsnormen zu erfüllen wären, analog etwa dem individuellen Training der Militärpiloten. Bei der Arbeit im Verband ginge es schweremühsam darum, die Einheiten zusammenzuschweissen und im Kampf der verbundenen Waffen zu schulen.

Wir werden uns auch überlegen müssen, ob es sinnvoll ist, im Auszug erworbene Kenntnisse bei einer Umteilung in die Landwehr brach liegen zu lassen. Vielleicht werden wir auch mit der Frage konfrontiert sein, ob es nicht sinnvoll wäre, für nur in geringer Zahl vorhandene Hochleistungssysteme mehrere Bedienungen vorzusehen, so dass diese schon im strategischen Normalfall lange ununterbrochen in hoher Einsatzbereitschaft gehalten werden können.

Wir werden uns auch damit beschäftigen müssen, die *Verschleissspanne* zu reduzieren, die in einem nichtprofessionellen Wehrsystem naturgemäss höher ist als in einer Berufsarmee. Nach unsern Beobachtungen beträgt diese Verschleissspanne, betriebswirtschaftlich gesprochen der vom System produzierte Ausschuss, 20 und mehr Prozent. Ausbildung und Erziehung, aber auch Führung und Einsatz haben zwangsläufig in der Milizarmee etwas Amateurhaftes. Wir dürfen nie vergessen, dass hinter dem Amateurstatut der Kader und Soldaten viel Hingabe steckt. Dennoch ist auch Dilletantismus im Spiel. Es wird zu viel und auf allen Stufen gesucht, versucht und eprobt, und es passieren zu viele Fehler, die man mit etwas mehr System und Disziplin vermeiden könnte. Wo gut gemeintes Handeln und Idealismus mit der technisch-taktischen Rationalität des modernen Krieges in Konflikt geraten, da ist die Fehlleistung vorprogrammiert!

V.

Eine weitere Frage, die sich bei der Gestaltung unserer zukünftigen Armee stellen wird, ist die nach der gültigen *Einsatzkonzeption*. Wird die Abwehr die Hauptkampfform bleiben? Wird die Armee nach wie vor im Mittelland ein System tief gestaffelter, hintereinander geschalteter Abwehrräume errichten und den Gegner dadurch am raschen Erreichen seiner operativen Ziele hindern, indem sie ihn unterwegs in einer Anzahl von Treffen kanalisiert, behindert und abnützt?

Eine Antwort auf diese Frage kann nur erfolgen, wenn wir uns die Änderungen im Bedrohungsbild vergegenwärtigen, die seit 1973 eingetreten und noch keineswegs abgeschlossen sind.

Das *Bedrohungsbild* um das Jahr 2000 dürfte durch folgende Aspekte gekennzeichnet sein:

Bei knapper oder kaum mehr existierender Vorwarnung kann ein potentieller Gegner die politischen, militärischen und zivilen Strukturen des Landes grossflächig erfassen und in einen für ihr Funktionieren kritischen Zustand versetzen. Die vorhandenen Flugbahnen und die Luftlandemittel reichen aus, um jeden Punkt unseres Staatsgebietes zu erreichen. Da auch der Gegner indessen seine Mit-

tel nicht verzetteln darf, muss er gewisse Prioritäten berücksichtigen. Wir können diese Prioritäten bis zu einem gewissen Grade ermitteln und unser Verhalten danach richten.

Realistische Beurteilung lässt gewisse Folgerungen zu:

– Es existiert ein hoher Zeitdruck.

– Das ganze Land ist von Anfang an in Kriegshandlungen einbezogen.

– Die Nachrichtenlage ist durch Unübersichtlichkeit, Falschinformationen und Verbindungsschwierigkeiten gekennzeichnet.

– Es ist mit erheblichen Führungsproblemen zu rechnen.

– Die Armee ist von Hilfesuchen ziviler Behörden überschwemmt.

Eingeweihte erinnern sich an den Satz, der im Entwurf zu einem früheren Reglement der «Truppenführung» stand: «Im Krieg ist das Chaos der Normalfall.» Dieser Satz hat damals bei den zuständigen Entscheidungsträgern keine Gnade gefunden. In dem Szenario, mit dem wir uns beschäftigen, müsste man ihn an den Anfang stellen.

Bestimmt ist auch in einem solchen Bedrohungsszenario das Halten von Stützpunkten und Sperren noch ein mögliches Kampfverhalten, wie es auch der Angriff immer dann sein wird, wenn gegnerische Elemente zerschlagen oder besonders wichtige Geländeteile eingenommen werden sollen. A priori spricht auch nichts gegen die Kombination von beidem, also gegen das Verfahren, das wir «Abwehr» taufen. Angriffsweise kämpfenden Verbänden ist wohl auch in Zukunft gedient, wenn sie in Flanke und Rücken geschützt sind und ihnen im Angriffsstreifen und nach Erreichung des Angriffsziels, jede mögliche Erleichterung und Hilfe gewährt wird. Die Gefechtsform «Abwehr» darf aber nicht dazu führen, dass zuviel Zeit verloren geht, um die Kombination überhaupt zum Tragen zu bringen, oder dass verbandsspezifische Eigenschaften nicht voll ausgenutzt werden können. Rasches, lagegerechtes Handeln kann deshalb vor der Perfektion des Verbundes stehen.

Es ergibt sich daraus, dass die Abwehr als ideale Kampfform auch nach dem Jahre 2000 noch unsere Vorstellungen prägen dürfte, dass es aber falsch wäre, daraus eine komplizierte, nach sturen Vorschriften montierte und in Betrieb gesetzte Maschinerie zu machen. Der Abwehrgedanke läuft sich tot, wenn wir daraus ein starres Dogma machen.

Vermutlich werden wir auch die Frage zu prüfen haben, was zu geschehen hat, wenn wir aus den bereits erwähnten Gründen unsere Mittel von Genf bis nach Romanshorn einsetzen müssen und deshalb nicht mehr in der Lage sind, verschiedene hintereinander liegende Abwehrräume aufzubauen. Raumüberwachung und Raum-sicherung könnten neue Stichworte in unserer Konzeption sein und entsprechende Mittel erfordern. Eines können wir aber jetzt schon sagen: Eine netzartige Verteidigung über eine grosse Fläche kommt kaum in Frage. Ausländischen Vorbildern, die solches in die Diskussion gebracht haben, begegnen wir mit grosser Skepsis, weil im «Modul» das Ungenügen vorprogrammiert ist!

VI.

Zum Schluss möge noch die *Rüstung* Erwähnung finden. Die rasche Gangart im Bereich der Entwicklung neuer Systeme von Waffen und Geräten trifft den neutra-

len Kleinstaat besonders stark. Dennoch: Auch wir werden nicht darum herumkommen, immer wieder eine Anzahl von modernen Systemen zu beschaffen und bei der Truppe zum Einsatz zu bringen.

Wir werden nie alle Mittel erhalten, die wir gerne hätten. Wir werden also mit dem Verzicht existieren müssen. Neben durchaus kompetitiven Systemen werden wir eine grössere Zahl von einfachen, billigen und weniger leistungsstarken Systemen einzusetzen haben. Dieser Einsatz von neueren und älteren Systemen im Verbund wird nicht ohne Einfluss auf Gefechtstechnik und Taktik sein. Dass uns das Gelände hilft, zeigt schon ein Blick auf die Karte. Wir werden diese kombinierte Wirkung mit grosser Sorgfalt suchen müssen und dafür Sorge zu tragen haben, dass dabei die spezifischen Leistungen der einzelnen Komponenten in einem solchen Verbund voll zum Tragen gebracht werden können.

Die Abstimmung und Optimierung der Mittel muss das Resultat systemanalytischer Untersuchungen sein, nicht das Ergebnis bloss verbaler Auseinandersetzungen. Auch da ist noch Fortschritt möglich. EDV-gestützte Simulationsmodelle können hilfreich sein, und einiges ist schon vorhanden.

Der Einsatz unserer Mittel ist für einen potentiellen Gegner in einem hohen Grade *berechenbar* geworden. Zum einen ist dies erwünscht: Man soll sich objektiv darüber ins Bild setzen können, dass die Invasion unseres Landes kein Spaziergang wäre. Auf der andern Seite ist dies aber mit einer hohen Gefährdung unserer Truppen und Einrichtungen verbunden. Wir müssen uns deshalb Mühe geben, unsere Abwehr in wichtigen Teilen weniger berechenbar zu machen. Auch wir sollten uns darum bemühen, die Überraschung als Kampfmittel einzusetzen!

Schliesslich ist zu berücksichtigen, dass *offensiver Einsatz* unserer Mittel geeignet ist, deren Wirkung zu verbessern. Wir sind gegenwärtig daran, die Armee aus der Stellungsmentalität wieder herauszubringen, in die sie nach dem 2. Weltkrieg hineingeraten ist. Vieles legt bereits von der Überzeugung Zeugnis ab, dass der Schwache mit Vorteil angriffsweise kämpft. Das dürfte auch in der Armee des Jahres 2000 noch gültig sein. Und mit diesem für uns sehr wichtigen Gedanken wollen wir schliessen.

150 Jahre Kantonale Offiziersgesellschaft Zürich

Dr. Robert Lang, Brigadier zD



Dass in der Zeit unmittelbar nach den Napoleonischen Kriegen und dem Wiener Kongress, in einer Zeit, die die innere Stärkung der Schweiz und ihrer demokratischen Einrichtungen herbeiführte, der Sinn nicht in erster Linie auf Militärisches gerichtet war, ist verständlich. So findet man kaum Verbindungen von Offizieren, die sich der Förderung der militärischen Bereitschaft besonders verschrieben hätten. Ausnahmen bestanden etwa in grösseren Orten.

Die wohl älteste Offiziersgesellschaft ist das im Jahre 1682 in Zürich gebildete und 1686 statutarisch organisierte Feuerwerker- und Artillerie-Collegium. Seine Mitglieder betrieben vor allem die praktische Ausbildung zum Artilleristen. Ebenda wurde am 11. März 1767 die Mathematisch-Militärische Gesellschaft ins Leben gerufen. Ihr Arbeitsgebiet war Mathematik, Taktik, Fortifikationslehre, Geographie, Kriegsgeschichte und Kriegführung. Auch der Vorläufer der heutigen Offiziersgesellschaft von Winterthur und Umgebung, die Militärgesellschaft des Quartiers Winterthur, bestand schon seit 1802.

Nach dem Aktivdienst 1831/32 allerdings, am 24. November 1833, gab sich die Schweizerische Offiziersgesellschaft Organisation und Statuten.

Obwohl es an kompetenten Stimmen der Kritik am Militärwesen nicht gefehlt hat, begannen erst um diese Zeit unter den Zürcher Offizieren, die damals die respektable Zahl von 20 eidgenössischen Obersten in den Generalstab stellten, die Gespräche über die Bildung einer Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich. Sie kam am 23. Februar 1834 zustande und zählte gleich 184 Mitglieder.

Der Zweck ihrer Tätigkeit war von Anfang an in den Statuten festgehalten. So lautet § 1: Die Gesellschaft hat zum Zwecke: Beförderung der freundschaftlichen Verhältnisse unter sich und gegenseitige Belehrung durch mündliche und schriftliche Mitteilungen. Dass die Beförderung der freundschaftlichen Verhältnisse allem vorangestellt wird, besagt keineswegs, dass sich die Aktivität der Gesellschaft darin erschöpfte. Im Gegenteil zeigt § 5 der Statuten, wie gearbeitet werden sollte: Die Sitzungen beginnen vormittags 10 Uhr; die Zeit von 10 bis 1 Uhr ist dem wissenschaftlichen Zwecke, die übrige Zeit dem geselligen Vergnügen gewidmet. Nach § 7 der Statuten hat denn auch der Präsident dafür zu sorgen, dass der Gesellschaft Arbeiten von allgemeinem militärischem Interesse vorgelegt werden, und für jede derselben einen Referenten zu bezeichnen, welchem die Arbeit einen Monat vor der Versammlung mitzuteilen ist.

Das waren strenge Bräuche, und in der Tat finden wir schon gleich zu Beginn der Gesellschaftstätigkeit eine Kommission, die sich mit den Mängeln und Gebrechen unseres kantonalen und eidgenössischen Wehrwissens zu befassen hatte. Die Ausdehnung des Auftrages auf das eidgenössische Wehrwesen wurde allerdings schon in

der die Kommission bestellenden Versammlung zurückgezogen, offenbar weil man doch fand, man könne in jenem Zeitpunkt von Zürich aus in eidgenössischen Dingen noch nicht deutlich genug mitreden. Auch ist die Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich eine zürcherische Gesellschaft; sie vermied, wie aktenkundig ist, ein Zusammenfallen ihrer Versammlungstage mit dem Sechse-läuten. Mit ihren Finanzen hatte sie bei einem Jahresbeitrag von 40 Rappen etwas Mühe und scheute sich deshalb nicht, anfänglich noch Defizite bis über 2000 Franken auszuweisen.

Die ernsthafte Tätigkeit zugunsten des zürcherischen Wehrwesens nahm ihren Fortgang, und schon drei Jahre nach der Gründung wurde der Zweckparagraph 1 der Statuten durch «Mitteilungen sowie auch Aufrechterhaltung und Vervollkommnung unseres Wehrwesens» ergänzt. Von der Bestellung von Kommissionen und Sachverständigen im Einvernehmen mit dem zürcherischen Kriegsrat wurde weiterhin regen Gebrauch gemacht. Arbeiten über Disziplin und Mannszucht, über Ertüchtigung im Reiten, über eine neue Militärstrafrechtspflege, über eine neue Militärorganisation bis zur Verbesserung des Schiesswesens wurden ergänzt durch laufende Berichte über die einzelnen Waffengattungen, die Infanterie und die Scharfschützen, die Artillerie, die Kavallerie und die Genietruppen.

Die Zürcher Offiziere waren rege, auch wenn ihr Präsident gelegentlich noch mehr Arbeiten forderte und darauf hinwies, dass sie in wissenschaftlicher Beziehung den andern kantonalen Offiziersgesellschaften nicht nachstehen dürften. Hie und da stellte auch die Schweizerische Offiziersgesellschaft Aufgaben, zu deren Lösung sie sich an die kantonalen Gesellschaften wandte, und anderseits verengte sich der Kontakt mit der Schweizerischen Offiziersgesellschaft auch in der Bearbeitung von Fragen, die die Armee und ihre Organisation betrafen.

So nahmen die Zürcher, denen gute Waffenbrüderschaft viel galt, engagiert Anteil an der Entwicklung des Wehrwesens im Kanton und je länger je mehr in der Eidgenossenschaft. Alle Fragen von Bedeutung in den vergangenen 150 Jahren bildeten Gegenstand der Aussprache, des Abwägens und der Meinungsbildung.

In zwei grundsätzlichen Bereichen hat sich die Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich besonders vehement eingesetzt. Der eine betraf die Forderung nach einer Armeespitze, die unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg mit Insistenz verfochten wurde und dann wieder im Rahmen der im Jahre 1966 und früher diskutierten Reorganisation des Eidgenössischen Militärdepartementes. Die wohl härteste Auseinandersetzung aber, die innerhalb der Schweizerischen Offiziersgesellschaft stattfand, galt Mitte der fünfziger Jahre der Erarbeitung eines Abwehrkonzeptes, das aufgrund der Lehren des Zweiten Welt-

krieges für unsere Armee wegleitend sein sollte. Mit zahlreichen Kameraden forderten die Zürcher die Mittel für einen beweglichen Einsatz der Feldarmee. Ihnen standen die Statiker gegenüber, die sich auf blosser Verteidigung und höchstens lokale Angriffsfähigkeit beschränken wollten. Es ist intensiv und lange gerungen worden. Die Anstrengung hat sich gelohnt, denn die Truppenordnung 1961 hat unserer Armee die Mittel zugestanden, die sie für eine mindestens teilweise bewegliche Kampfführung benötigt, wie sie die noch heute gültige Abwehrkonzeption der Schweizerischen Armee vom 6. 6. 66 vorsieht. Zu diesem Meinungsaustausch haben verschiedene Mitglieder der Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich einen entscheidenden Beitrag geleistet.

«Verhehlen dürfen wir uns nicht, dass vielen Mängeln und Gebrechen schon durch stricte Anwendung der Gesetze abgeholfen werden kann, dass es auch den einzelnen Offizieren möglich ist, Vieles zu manchen Verbesserungen beizutragen, besonders dadurch, dass sie sich alle nöthigen Kenntnisse erwerben, strenge an den bestehenden Reglements halten, alle ihre Pflichten aufs Genaueste erfüllen, jeder in seiner Stellung den pünktlichsten Gehorsam leistet und fordert, und in dem Kreise

seiner Umgebungen die Vorurtheile gegen das Wehrwesen, welche leider hier und da Wurzel gefasst haben, zu beseitigen sucht.»

Mit diesen Worten hat vor 150 Jahren der Referent über den Bericht der von der Offiziersgesellschaft im Kanton Zürich niedergesetzten Commission über Verbesserungen im zürcherischen Militärwesen, Major von Muralt, seine Berichterstattung abgeschlossen. Sie gelten noch immer.

Wenn die Offiziersgesellschaft des Kantons Zürich die Feier ihres 150jährigen Bestehens nicht mit dem Blick zurück auf früher Geschehenes oder Unterlassenes begeht, so tut sie recht daran; denn ihr Ziel, die Schlagkraft der Armee zu fördern, bleibt unveränderlich und ist auf die Zukunft ausgerichtet. So möge das Symposium, das die Jubiläumsfeier umrahmt, ein wahrhafter Beitrag dazu sein.

Der verehrte frühere Kommandant der Zürcher Division, Divisionär Edgar Schumacher, hat auf die Frage, woher dem denkenden Chef das Recht komme, unablässig zu fordern, und woher die Kraft, im Fordern unbeirrt zu beharren, geantwortet, dass beide wohl aus einer Quelle fliessen: aus der Treue seines eigenen Dienens.

Artikel 1 und 2 der ersten Statuten der KOG Zürich vom 23. Februar 1834.

